ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Klausur und Kinderwagen – über das Studium mit Kind lest ihr auf **Seite 7**

Januar 2015 – Nr. 154 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNTERIRDISCH www.ruprecht.de

Falscher Hase?

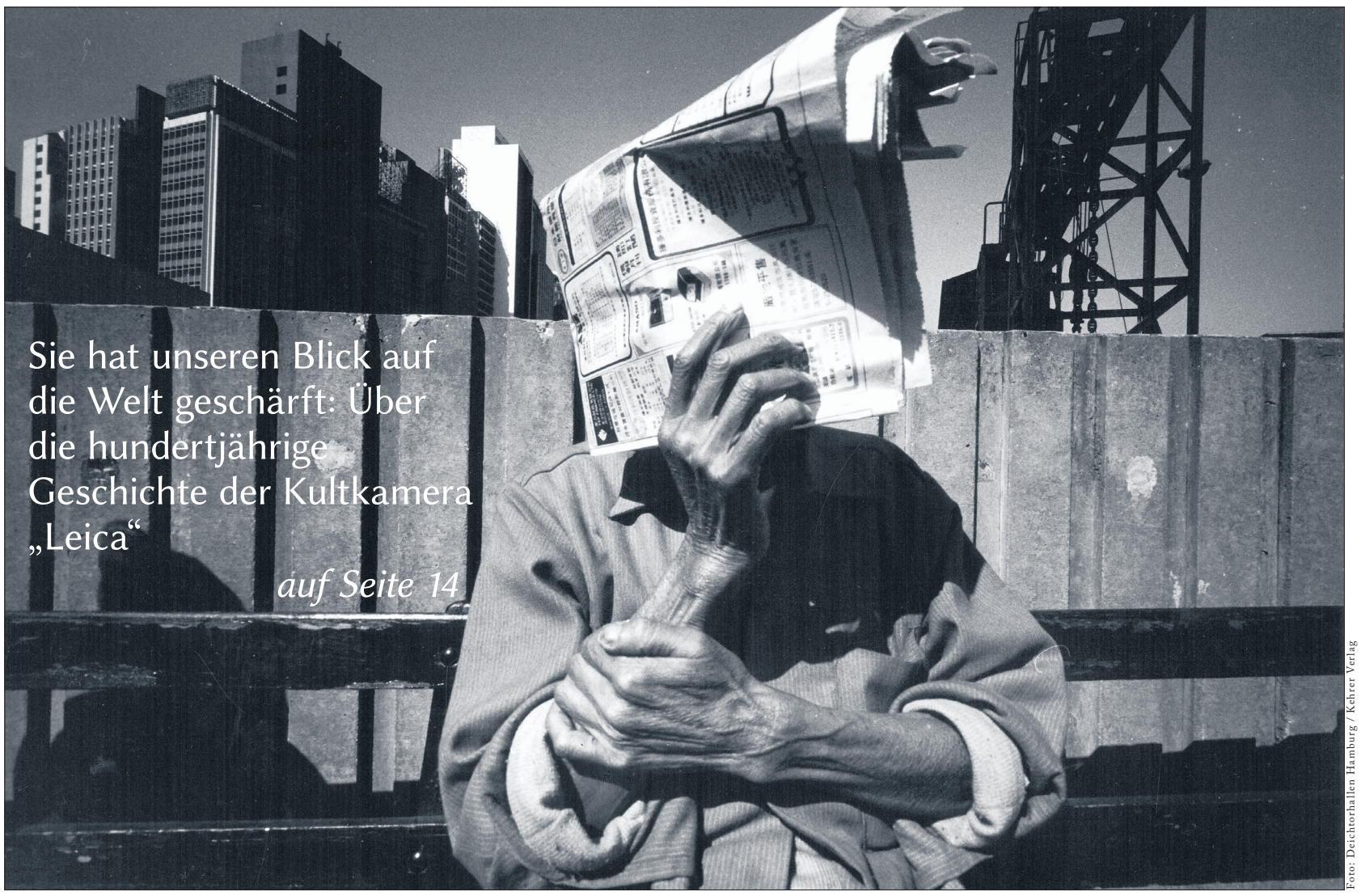
Von Jesper Klein

Die Aussage von Papst Franziskus, dass gute Katholiken sich nicht wie „Karnickel“ vermehren müssen, schlägt hohe Wellen. Dass eine derart saloppe Formulierung in ernstem Kontext nicht die glücklichste Wortwahl darstellt und nebenbei inhaltlicher Debatte bedarf, sei dabei außer Frage gestellt. Doch auch in der Tierwelt sorgen diese Worte für Aufruhr.

Erwin Leowsky, Präsident des Zentralverbandes Deutscher Rasse-Kaninchenzüchter, stört sich in erster Linie am Vergleich von Mensch und Tier und stellt sich vor seine hoppelnden Schützlinge. Die Worte des Papstes seien pauschal und unnötig. Nur bei freilaufenden Kaninchen sei ein auffälliges Sexualverhalten zu beobachten. Bei Zuchtkaninchen hingegen verlaufe in dieser Hinsicht alles in geordneten Bahnen.

Nun profitieren Kaninchen von einer vergleichsweise starken Lobby, von der so manches Tier nur träumen kann. Daher sei an dieser Stelle eine Lanze für diejenigen gebrochen, die unter Pauschalierung und übler Nachrede leiden und mit ihren Interessen allein auf weiter Flur stehen: Maulwürfe beispielsweise, können sehr wohl hell und dunkel unterscheiden und kompensieren zudem durch ihren erstklassigen Tastsinn ihr Sehdefizit. Diebische Elstern zeigen laut eines Experiments der University of Exeter kein übermäßiges Interesse an glitzernden Gegenständen. Aufgebrachte Storchforscher, die sich empört gegen das metaphorische Braten ihres geliebten Adebar aussprechen, sucht der gemeine Tierfreund ebenso vergebens. Und auch manch mutiger Frosch dürfte wie ein Rohrspatz schimpfen, wenn er hört, dass die deutsche Sprache beim Frosch-Sein primär Feigheit assoziiert.

Doch die Etablierung einer „animal correctness“ für rhetorische Stilmittel aller Art ist schlichtweg unnötig, da derlei Formulierungen stets auf Pauschalisierung basieren. Man sollte nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen. Ein Kollege des Kaninchens hat die Karnickelgate-Affäre derweil schadlos überstanden. Sein Name ist Hase, er weiß von nichts.



Sie hat unseren Blick auf die Welt geschärft: Über die hundertjährige Geschichte der Kultkamera „Leica“

auf Seite 14

Foto: Deichtorhallen Hamburg / Kehrer Verlag

Umverteilt und aufgestockt

Der neue Hochschulfinanzierungsvertrag „Perspektive 2020“ wurde unterzeichnet. Was bedeutet das für die Universitäten?

Mit der „Perspektive 2020“ ist die Finanzierung der Hochschulen in Baden-Württemberg für weitere fünf Jahre geregelt. Während der feierlichen Unterzeichnung am 9. Januar in Stuttgart würdigte Ministerpräsident Winfried Kretschmann das Verhandlungsergebnis als „Durchbruch für die Wissenschaftsfinanzierung in Baden-Württemberg“.

Danach hatte es im Sommer letzten Jahres nicht ausgesehen: Die stockenden Verhandlungen riefen große Proteste seitens Rektoren und Studentenschaft hervor, die Einsparungen und Kürzungen befürchteten. Gipfel dessen war der landesweite Aktionstag im Mai 2014. Die finanzielle Ausstattung der Hochschulen leidet seit vielen Jahren unter Sparmaßnahmen. Die Grundfinanzierung, also das Budget, über das die Universitäten frei und flexibel verfügen können, war trotz Inflation und steigender Studentenzahlen seit 1998 nicht weiter angehoben worden. Die Forderungen der Landesrektorenkonferenz (LRK) rückten diese Probleme in die Öffentlichkeit. In Heidelberg protestierte allen voran die Fachschaft für Medizin. „Die medizinische Ausbildung ist sehr teuer. Wichtig war uns, dass ein Sonderbedarf festgestellt wird.“

Erst im Herbst zeichnete sich eine mögliche Einigung zwischen der Landesregierung und der LRK ab. Im Ergebnis finden jetzt die Forderungen der LRK weitgehend Berücksichtigung: Die Grundfinanzierung wird angehoben, Programme zur Sanierung und zum Energiekostenausgleich stehen zur Verfügung. Auch der Sonderbedarf der Medizin wurde aufgenommen. Zwar resultiert die Erhöhung der Grundfinanzierung weitgehend aus einer Umverteilung von Programmmitteln, doch betont die Landesregierung, dass insgesamt 1,1 Milliarden Euro zusätzlichen Geldes zur Verfügung stehen. Bereits im Oktober erklärte Ministerin Theresia Bauer: „Das ist ein starkes Bekenntnis zum Wissenschaftsstandort.“

Rektor Schiewer, Vorsitzender der LRK, zeigte sich daraufhin zufrieden: „Der neue Vertrag sichert die Rahmenbedingungen für die Ausbildung der Studenten und erhält die Forschungsfähigkeit.“ Es handle sich allerdings um einen längst überfälligen Ausgleich, nicht etwa um üppige Ausstattung. Für intensive Betreuung in Kleingruppen würden die Mittel noch nicht genügen. Angela Kalous, Kanzlerin und somit Haushaltsverantwortliche der Universität Heidelberg, schließt sich dieser Kritik an: „Wir haben weit weniger bekommen, als wir gefordert haben. Allerdings waren die Aussichten vor einem Jahr rabenschwarz.“ Das bedeutet, dass dramatische Kürzungen in Heidelberg zunächst vom Tisch sind. Hier wird das Geld vor allem investiert, um den Grundhaushalt zu sanieren und gestiegene Mehrkosten auszugleichen. Die genaue Summe, die in Heidelberg ankommt, wird sich erst in den kommenden Wochen berechnen lassen.

Für die Bewilligung der Mittel haben sich die Hochschulen zur Umsetzung von Gegenleistungen verpflichtet. „Dabei handelt es sich aber weitgehend um Entwicklungen, die bei uns längst in Gang sind“, erklärt die Kanzlerin. Solche sind zum Beispiel die Anhebung von Qualitätsstandards oder etwa die Einrichtung eines Strategiefonds, um Geld für später anfallende Maßnahmen zu sparen.

Ebenfalls von der Überführung in die Grundfinanzierung betroffen sind die Qualitätssicherungsmittel (QSM). Nur ein kleiner Teil des ursprünglich üppigen Budgets bleibt den Studenten zur freien Verfügung. Grund für die Überführung ist, dass laut Ministerin Bauer die Gelder durch die Studenten nie in vollem Umfang genutzt worden waren. Aus der Studentenschaft hatte es deshalb Protest gegeben. Mit der Initiative „IchBrauchDieQSM“ schließen sich die hochschulpolitischen Gruppen zusammen. **(chd)**

Ein Interview mit Theresia Bauer findet Ihr auf Seite 4

Heidelberg demonstriert für Toleranz

Demonstrationen erlebt man in Heidelberg nicht alle Tage. Wer sich am 12. Januar in der Altstadt aufgehalten hat, dürfte also von der großen Menschenmenge überrascht worden sein, die sich vom Bismarckplatz in Richtung Universitätsplatz bewegte. 3000 Menschen hatten sich auf den Aufruf von Nogida hin versammelt, um für Toleranz und eine bunte Gesellschaft zu demonstrieren.

Die Abkürzung Nogida steht in diesem Fall für „Notleidende Offenherzig in die Gemeinschaft In Deutschland Aufnehmen“. Obwohl Pegida in Heidelberg bishlang nicht aktiv ist, sahen die Initiatoren aufgrund der deutschlandweiten Ereignisse den Anlass, in Heidelberg ein deutliches Zeichen für demokratische Grundwerte zu setzten. Jener Zug war aber nicht das letzte Mal, dass Bürger für ein „buntes Heidelberg“ auf die Straße gegangen sind.

Am Montag, den 26. Januar fand eine weitere Demonstration auf dem Universitätsplatz statt. „Solidarität und Hilfe statt Angstmissbrauch“ lautete das Motto. Auf dem Programm standen Reden von Vertretern der drei Weltreligionen Christentum, Islam und Judentum. Eine dritte und voraussichtlich letzte Nogida-Kundgebung unter dem Banner „Gegen Ausländerfeindlichkeit, Intoleranz und Ausgrenzung“ ist für den 9. Februar angekündigt. **(das)**



Über Entspannung und Entschleunigung sprechen wir mit den Erfindern der Heidelberger Limonade „Heldenpause“ auf **Seite 11**

HEIDELBERG



Die großen Rätsel der Wissenschaft: „Wird der schwarze König immer geschlagen?“, fragt ein Wirtschaftstheoretiker auf **Seite 13**

WISSENSCHAFT



„Sebastian23“ erklärt uns im Interview den Hype um Poetry-Slams und das Leben als Komiker auf **Seite 15**

FEUILLETON

Brauchen wir TTIP?

Seit Juli 2013 verhandeln die USA und die Europäische Union über das Transatlantische Freihandelsabkommen TTIP und den Abbau von Handelshemmnissen. Bietet die Öffnung der Märkte den Bürgern der EU neue Möglichkeiten oder stellt sie eine Gefahr für Arbeitnehmer und Verbraucher dar? (vio)

PRO

Der EU bietet sich derzeit – nachdem sich der Multilateralismus seit dem Scheitern der Doha-Runde in einer Krise befindet – die Möglichkeit, sich im globalen Wettbewerb der Wirtschaftssysteme durch den Abschluss umfassender bilateraler Handels- und Investitionsschutzabkommen zu positionieren und zugleich die zukünftige Ausgestaltung des internationalen Wirtschaftsrechts entscheidend mit zu beeinflussen. Besonders die exportabhängige deutsche Wirtschaft ist auf die weitere Reduzierung von Marktzugangsbeschränkungen in Drittstaaten angewiesen – hierzu dienen unter anderem die schon abgeschlossenen oder sich in Verhandlung befindlichen Handels- und Investitionsschutzabkommen mit Kanada, Singapur, den USA, Japan, Indien und Vietnam oder auch das Investitionsschutzabkommen mit China. Auch die USA sind ihrerseits bemüht, ihrer Wirtschaft den asiatisch-pazifischen Wirtschaftsraum durch den Abschluss eines Abkommens über die Trans-Pacific Parnership zu eröffnen.



Marc Bungenberg
ist Inhaber des Lehrstuhls für Internationales Wirtschaftsrecht und Europarecht an der Universität Siegen

Im Rahmen dieser Verhandlungen können Fehlentwicklungen oder Defizite des bestehenden Handels- und Investitionsschutzregimes behoben und Verbesserungen für die Zukunft angegangen werden. Dies lässt sich besonders eindrücklich im Bereich des Investitionsschutzrechtes aufzeigen: Es handelt sich um einen bereits seit 1959 in der Entwicklung befindlichen Bereich des internationalen Wirtschaftsrechts, und nicht etwa um (wie häufig in den verkürzten Darstellungen in der Tagespresse behauptet) ein neues trojanisches Pferd in den aktuellen Verhandlungen. Über 130 Zustimmungsgesetze Deutschlands zu solchen bilateralen Investitionsschutzabkommen haben in der Vergangenheit den deutschen Bundestag passiert, bis vor Kurzem ohne größere Kritik durch die deutsche Politik, Presse und Zivilgesellschaft. Wurde in der jüngeren Vergangenheit die fehlende Transparenz von Investitionsschiedsverfahren wie auch ein zu großer Beurteilungsspielraum der Schiedsrichter bemängelt, so werden diese Schwachstellen in der neuen, von der EU ausgehandelten Abkommensgeneration, die die mitgliedstaatlichen Investitionsschutzabkommen ablösen soll, weitgehend behoben. Verhandlungen der Schiedsgerichte sollen nach den bereits ausgehandelten Abkommenstexten mit Kanada (CETA – Comprehensive Economic and Trade Agreement) und Singa-pur öffentlich sein und Dritten die Möglichkeit zur Stellungnahme eröffnen. Ebenso wird den Schiedsgerichten durch einen genaueren Wortlaut bei den Schutzstandards (insbesondere bei der indirekten Enteignung, dem Meistbegünstigungsgrundsatz und dem Grundsatz der gerechten und billigen Behandlung) Beurteilungsspielraum genommen oder der Schutzumfang wird sogar ausdrücklich beschränkt. Die Entscheidungen der Schiedsgerichte werden daher vorhersehbarer.

Es gelingt der Kommission als Verhandlungsführerin der EU derzeit somit, einen eigenständigen, sich von ihren Mitgliedstaaten unterscheidenden, modernen und ausbalancierteren Neuansatz dieses Politikbereichs zu entwickeln. Sollte sich die EU allerdings aus den Verhandlungen mit den USA verabschieden, überließe man die entscheidende Rolle für die Neuausgestaltung des Investitionsschutzregimes vor allem den USA und China. Diese beiden Staaten verhandeln zeitgleich ein Investitionsschutzabkommen untereinander und würden hier die entscheidenden Weichenstellungen autonom vornehmen können. Die EU verlöre ihre Einflussnahmemöglichkeiten hinsichtlich der Durchsetzung eines ausbalancierteren, kohärenten und transparenten zukünftigen Investitionsschutzrechtes. Es wäre zudem kaum darzulegen, warum mit China oder manchen anderen Staaten unter anderem Investitionsschutzverträge weiterhin als Grundlage für Wirtschaftsbeziehungen dienen sollten, aber in Verhandlungen mit den USA, wo tatsächlich qualitative Neuorientierungen und dann globale gemeinsame Einflussnahmen möglich sind, dieses Thema gestrichen wird. In diesem Fall bliebe es auch beim mitgliedstaatlich begründeten und aus vielerlei Sicht tatsächlich kritikwürdigen, althergebrachten Investitionsschutzsystem.

CONTRA

Paul Krugman, „aber ich wäre nicht enttäuscht, eher ein bisschen erleichtert, wenn TTIP einfach verschwindet." Soviel zum „Nutzen" von TTIP. Der Schaden des Freihandelsabkommens hingegen wäre riesig. Mühsam erkämpfte Rechte, Standards und Schutzmechanismen würden über Bord geworfen. Drei Beispiele:

Beim Umweltschutz gilt in der EU: Ein Unternehmen muss etwa beweisen, dass eine Substanz unschädlich ist. In den USA dagegen darf diese Substanz auf den Markt, bis bewiesen ist, dass sie schädlich ist. Eine „Harmonisierung" würde bedeuten: Die – schlechtere – US-Regel gilt.

Schon heute leidet die Versorgung von Patienten unter der harten Konkurrenz von öffentlichen und privaten Krankenhausträgern. Künftig würden US-Gesundheitsdienstleister mit in den Ring steigen. Logische Folge: Die Qualität der Versorgung sinkt weiter, ebenso die Löhne der Beschäftigten.

Die Verhandlungen über die so genannte Transatlantische Handels- und Investitionspartnerschaft laufen bereits seit Monaten und zwar hinter verschlossenen Türen. Schon das allein spricht gegen das Abkommen – wäre es zu aller Nutzen, bräuchte es keine Geheimhaltung.

Inhaltlich geht es einerseits um Zollsenkungen, vor allem aber um die „Anpassung" von Gesetzen, Zulassungs- und Kontrollverfahren sowie Verpackungs- und Informationsvorschriften – sogenannte „nicht-tarifäre Handelshemmnisse".

Lobbyisten, EU-Kommissare und Bundesregierung trommeln für TTIP. Sie eröffnen die Chance, dass die zwei größten Handelsräume weltweit Maßstäbe setzen, wirbt Wirtschaftsminister Sigmar Gabriel. EU-Handelskommissar Karel de Gucht stellt einen „beispiellosen Impuls" für die EU-Wirtschaft in Aussicht.



Fotos: privat

Michael Schlecht
ist Bundestagsabgeordneter der Linkspartei. Der ehemalige Gewerkschafter beschäftigt sich mit Fragen der Verteilungspolitik

Wie der aussehen könnte, hat das Institut CEPR ausgerechnet. Es sagt in einem „optimistischen Szenario" bis zum Jahr 2027 einen Wachtumsschub von 0,5 Prozent für die EU und von 0,4 Prozent für die USA voraus. Selbst wenn das erreicht würde – der versprochene Zuwachs ist ein Witz. Die CEPR-Prognose entspräche einem zusätzlichen Wirtschaftswachstum von 0,03 Prozent pro Jahr. Das soll ein „beispielloser Impuls" sein? Eine Studie der Bertelsmann-Stiftung zu den TTIP-Wirkungen kommt auf einen Zuwachs von 160 000 Arbeitsplätzen in Deutschland innerhalb von 10 bis 20 Jahren. Das ist schon das „optimistische Szenario" – und ebenfalls lächerlich. Es entspräche 8000 bis 16.000 neuen Jobs pro Jahr – und insgesamt einem Anstieg der deutschen Beschäftigung um magere 0,4 Prozent.

Auch der US-Wirtschaft brächte TTIP übrigens nichts. „Ich bin eigentlich ein Freund des Freihandels", schrieb kürzlich der US-Wirtschaftsnobelpreisträger Paul Krugman, „aber ich wäre nicht enttäuscht, eher ein bisschen erleichtert, wenn TTIP einfach verschwindet." Soviel zum „Nutzen" von TTIP. Der Schaden des Freihandelsabkommens hingegen wäre riesig. Mühsam erkämpfte Rechte, Standards und Schutzmechanismen würden über Bord geworfen. Drei Beispiele:

Beim Umweltschutz gilt in der EU: Ein Unternehmen muss etwa beweisen, dass eine Substanz unschädlich ist. In den USA dagegen darf diese Substanz auf den Markt, bis bewiesen ist, dass sie schädlich ist. Eine „Harmonisierung" würde bedeuten: Die – schlechtere – US-Regel gilt.

Schon heute leidet die Versorgung von Patienten unter der harten Konkurrenz von öffentlichen und privaten Krankenhausträgern. Künftig würden US-Gesundheitsdienstleister mit in den Ring steigen. Logische Folge: Die Qualität der Versorgung sinkt weiter, ebenso die Löhne der Beschäftigten.

Mit TTIP soll das öffentliche Beschaffungswesen liberalisiert werden. Wenn der Staat Aufträge ausschreibt, dürfen sich dann auch US-Konzerne bewerben. Von der verschärften Konkurrenz profitieren die großen Unternehmen, kleine und mittlere Firmen unterliegen.

Besonders gefährlich wären die Einrichtung von internationalen Schiedsgerichten und die Verankerung von „Streitschlichtungsmechanismen". So könnten Konzerne Staaten verklagen, wenn sie ihre Investorenschutzrechte verletzt sähen. Als „indirekte Enteignung" kann dabei bereits gelten, wenn staatliche Regelungen dazu führen, dass ein Investor nicht die erwartete Rendite einfährt. Dann können riesige Schadenersatz-Zahlungen fällig werden. Derzeit verklagt Vattenfall aufgrund einer derartigen Regelung die Bundesrepublik auf 4,7 Milliarden Euro, weil der Atomausstieg die Einnahmen des Konzerns schmälern wird.

Insgesamt soll TTIP dazu dienen, den Wettbewerbsdruck zu erhöhen, um mehr „Wettbewerbsfähigkeit" herzustellen. Damit, so die Hoffnung der TTIP-Freunde, können die USA und die EU mit Schwellenländern wie China mithalten. Das bedeutet letztlich: Löhne und Arbeitsstandards sollen in Richtung chinesisches Niveau gedrückt werden. Davon profitieren bestenfalls die großen Konzerne – aber keineswegs „wir alle".

Studierende äußern sich mal zweifelnd, mal zuversichtlich zum geplanten Abschluss des TTIP:



Göktug, 22

Politische Ökonomik (3. Semester)

„Ich sehe die Gefahr, dass das TTIP zu einem Preisdumping führt und regionale Unternehmen verdrängt werden. Positiv finde ich, dass der Austausch von Technologie erleichtert würde. Ob die Vor- oder Nachteile überwiegen, kann ich nicht sagen."



Lisa, 22

Politische Ökonomik (3. Semester)

„Zum TTIP haben viele eine Meinung, ohne fundiert Bescheid zu wissen. Das Chlorhühnchen etwa wird in den Medien ausgeschlachtet, ohne dass medizinisch erwiesen wäre, ob es überhaupt schädlich ist. Dass dadurch Ängste entstehen, ist verständlich."



Fotos: vio

Tobias, 23

Politik, Öffentliches Recht (3. Semester)

„Ich bin absolut gegen das TTIP, weil ich von den vorgesehenen privaten Schiedsgerichten genauso wenig halte wie von dem intransparenten Verfahren und dem nichtöffentlichen Rahmen, in dem das Abkommen ausgehandelt wird." **(vio)**

Wandel für umme

Umsonstladen, öffentliche Bücherregale und Foodsharing. Eine Tour durch die Heidelberger Umsonstökonomie

Von Felix Hackenbruch und Margarete Over



Foto: fha

Freitagmorgen, irgendwo im Gewerbegebiet zwischen Rohrbach und Kirchheim. Die Dämmerung verschwindet langsam und weicht einem trüben und verregneten Grau. In die triste Szenerie braust ein dunkler Kleinwagen. Für die Uhrzeit überraschend fidel springt Immanuel aus seinem Auto. Er kommt gerade vom Großmarkt in Mannheim, wo er Überschussware von Händlern abgeholt hat. An diesem Morgen sind es vor allem Mandarinen und Gurken. Dutzende Kisten stapeln sich bis unters Autodach. Oftmals hat nur eine Mandarine weiche Stellen, während der Rest einwandfrei ist. Das Aussortieren der schlechten Früchte würde für die Großhändler einen höheren finanziellen Aufwand darstellen, als sie Immanuel und seinen Kollegen von *Foodsharing Heidelberg* zu überlassen. „Eine Win-Win-Situation", berichtet Immanuel, denn „selbst das Entsorgen kostet die Großhändler eine Stange Geld."

Auch Nicoletta, die Vermittlerin zwischen lokalen Händlern und der Heidelberger *Foodsharing*-Gruppe, packt kräftig mit an. Sie freut sich, dass das kostenlose Angebot positiv von der Bevölkerung aufgenommen wird. Inzwischen gibt es auch in Neuenheim, Handschuhsheim, Kirchheim und der Südstadt weitere sogenannte „Fairteiler". In Leimen sucht das Team gerade nach einem geeigneten Lagerort. Das Modell ist beliebt, davon zeugen auch die Mitgliederzahlen in den Facebook-Gruppen. Hier werden auch die genauen Standorte mitgeteilt und die Regeln von *Foodsharing* erklärt.

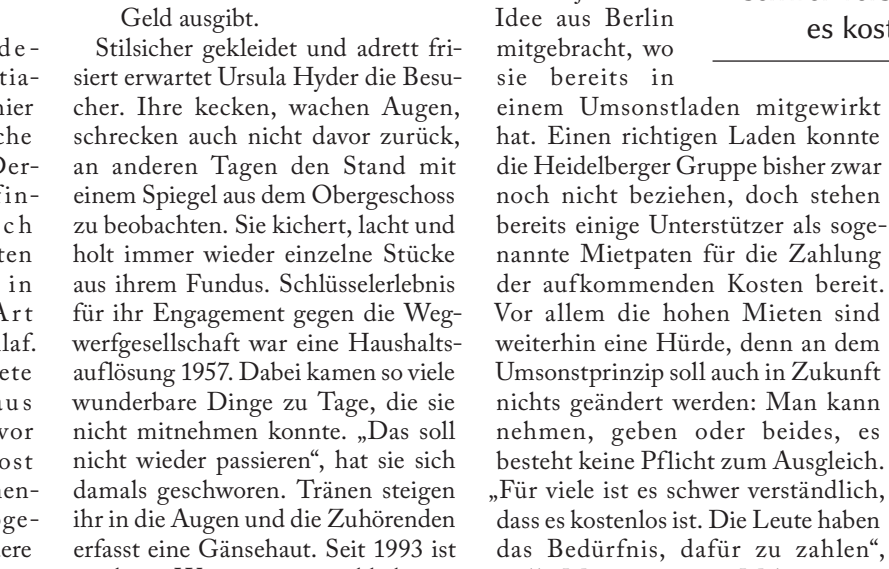


Foto: Markus Artur Fuchs



Foto: Marco Jeronimo



Foto: mov

Ursula Hyder vor ihrem Haus (oben), einige Meter weiter der Umsonstladenstand auf dem Weststadtmarkt. Im *Repair-Café* kommen Alt und Jung zusammen (links). Nicoletta und Immanuel am „Fairteiler" in Rohrbach (unten)

Was sich wie ein Nischenprojekt anhören mag, ist längst Teil eines neuen Verteilungsmodells. Die Umsonstökonomie versucht, die Prinzipien von Geben und Nehmen zu entkoppeln. „Das Einzigartige an diesem Modell ist der Gedanke, etwas ganz ohne Gegenleistung zu erhalten", erklärt Dominic, der an diesem Tag eine Tour durch die Heidelberger Umsonstökonomie organisiert.

Der Spaziergang beginnt auf dem Wilhelmsplatz in der Weststadt. Hier, vor der Bonifatiuskirche im Herzen des Stadtteils, scheint das einzelne Bücherregal etwas verloren. Die Bücher, die im Regal stehen, könnten auch in jedem gutbürgerlichen Haushalt stehen. Von Tolkiens *Herr der Ringe*-Trilogie, über John Krakauers Himalaya-Drama *In eisigen Höhen* bis hin zu vergilbten Kochbüchern für Pfälzische Hausmannskost stehen knapp 400 Bücher durcheinander gemischt. Wer ein bisschen sucht, kann wahre Schätze finden – und umsonst mitnehmen.

Innerhalb weniger Minuten kommen Kinder, Rentner, Obdachlose und Studenten vorbei, stellen mitgebrachte Bücher ab, suchen literarische Leckerbissen, lesen neugierig Buchrücken und nehmen den ein oder anderen Fund mit. Die Idee öffentlicher Bücherregale hatte die Bürgerstiftung Heidelberg bereits Ende 2010 und errichtete in der Altstadt das erste Bücherregal. Schon damals berichtete der Vorsitzende Steffen Sigmund dem ruprecht von einer „überragenden Resonanz" und freute sich, dass die Regale auch ein Treffpunkt seien, „an dem Menschen miteinander kommunizieren und über Bücher ins Gespräch kommen". Daran hat sich fünf Jahre später nichts geändert.

Unweit davon entfernt, am Zähringer Platz, befindet sich die nächste Station. *Essbares Heidelberg* nennt sich die Urban Gardening Initiative, die hier eine Fläche pflegt. Derzeit befindet sich der Garten jedoch in einer Art Winterschlaf. Viele Beete sind aus Schutz vor dem Frost mit Tannenreisig abgedeckt, andere liegen brach. Einzig ein paar Zweige Salbei und Thymian trotzen dem regnerischen Grau. Nach den Prinzipien der Permakultur, einem Alternativmodell zur industriellen Landwirtschaft, ist der Garten so angelegt, dass sich das System mit wenig Pflegeaufwand möglichst selbst erhält und langfristig gute Erträge sicherstellt. Eine Planungs- und eine Gärtnergruppe teilen sich die anfallenden organisatorischen und gärtnerischen Aufgaben auf. Grundsätzlich kann allerdings jeder zu der Fläche kommen und (saisongerecht) Obst und Gemüse ernten.

> „Frau Ursula ist die Seele der Straße. Niemand schämt sich, etwas mitzunehmen"

Das Prinzip des Gebens ohne Gegenleistung lebt Ursula Hyder seit mehr als 20 Jahren. Vor ihrem Haus in der Kaiserstraße, das sie schon ihr Leben lang bewohnt, stapeln sich Kisten mit Besteck, Lampen und anderem Hausrat. Mehrmals wöchentlich zieht die 75-Jährige mit zwei ausrangierten Kinderwagen durch die Heidelberger Stadtteile und sammelt funktionstüchtige Gegenstände, die auf dem Sperrmüll gelandet sind. Mittlerweile bringen ihr zusätzlich viele Bekannte und Nachbarn Aussortiertes. Auch Lebensmittel erhält sie regelmäßig gespendet, sodass sie selbst kaum noch Geld ausgibt.

Stilsicher gekleidet und adrett frisiert erwartet Ursula Hyder die Besucher. Ihre kecken, wachen Augen, schrecken auch nicht davor zurück, an anderen Tagen den Stand mit einem Spiegel aus dem Obergeschoss zu beobachten. Sie kichert, lacht und holt immer wieder einzelne Stücke aus ihrem Fundus. Schlüsselerlebnis für ihr Engagement gegen die Wegwerfgesellschaft war eine Haushaltsauflösung 1957. Dabei kamen so viele wunderbare Dinge zu Tage, die sie nicht mitnehmen konnte. „Das soll nicht wieder passieren", hat sie sich damals geschworen. Tränen steigen ihr in die Augen und die Zuhörenden erfasst eine Gänsehaut. Seit 1993 ist sie ihrem Wort nun treu geblieben.

So vielseitig wie das Sammelsurium, das einen vor ihrem Haus erwartet, sind auch die Anekdoten, die sie zum Besten gibt. Wie auf einer Bühne spielen sich ihre Geschichten an einem einzigen Schauplatz ab, fünf Quadratmeter vor ihrem Gartenzaun. Die Heidelbergerin erzählt vom Polizisten, der sie einmal skeptisch fragte: „Würden Sie selbst denn diese Mütze aufsetzen?", worauf sie ihm lediglich trocken antwortete, dass es ein Kaffeewärmer sei. Sie berichtet von den zwölf zähen Tagen des Stillstands, als Beschwerden beim Ordnungsamt eingegangen waren. Als es endlich weiter gehen konnte, brachten Nachbarn Wein und Schokolade. „Frau Ursula ist die Seele der Straße, sagt eine Anwohnerin, die zufällig vorbeikommt. „Kein Mensch schämt sich hier, etwas mitzunehmen." Mit kalten Füßen und warmen Herz ziehen wir weiter.

Nur ein paar Meter weiter, auf dem Weststadtmarkt, baut die Umsonstladen-Initiative *Füa Umme* jeden zweiten Samstag ihren Stand auf. Dieses Mal gibt es CDs, Deko, Schuhe und vor allem Bekleidung. In vielen deutschen Städten sind mittlerweile ähnliche Initiativen entstanden – auch Initiatorin Antje hat die Idee aus Berlin mitgebracht, wo sie bereits in einem Umsonstladen mitgewirkt hat. Einen richtigen Laden konnte die Heidelberger Gruppe bisher zwar noch nicht beziehen, doch stehen bereits einige Unterstützer als sogenannte Mietpaten für die Zahlung der aufkommenden Kosten bereit. Vor allem die hohen Mieten sind weiterhin eine Hürde, denn an dem Umsonstprinzip soll auch in Zukunft nichts geändert werden: Man kann nehmen, geben oder beides, es besteht keine Pflicht zum Ausgleich. „Für viele ist es schwer verständlich, dass es kostenlos ist. Die Leute haben das Bedürfnis, dafür zu zahlen", stellt Mitorganisator Mike immer wieder fest. Aber nach einiger Zeit gewöhnten sich die Leute daran.

> „Für viele ist es schwer verständlich, dass es kostenlos ist"

Ein kostenfreies Konzept verfolgt auch das *Repair-Café*, doch hier liegt der Fokus anders als beim Umsonstladen nicht auf funktionierendem Gebrauchten, sondern auf scheinbar Kaputtem. Egal, ob Kaffeemaschinen, T-Shirts oder Stehlampen, die ehrenamtlichen Reparateure versuchen, alles zu retten. Seit Frühjahr 2014 findet das Projekt viermal jährlich statt. Organisiert wird die Umsonstwerkstatt vom Verein *Ökostadt Rhein-Neckar* mit Unterstützung des BUND, *Transition Town* und dem *Haus der Jugend*. Neben dem *Repair-Café* fördert die *Ökostadt Rhein-Neckar* unter anderem nachhaltige Mobilität und Umweltbildung. Geschäftsführer Torsten Kliesch berichtet, dass oftmals über hundert Menschen mit kaputter Kleidung, defekten Elektrogeräten und Fahrrädern das Angebot, dessen Idee ürsprünglich aus Holland kommt, nutzen. Auch neugierige Schaulustige, die von der kommunikativen und gemütlichen Atmosphäre angezogen werden, schauen vorbei. „Uns besuchen viele Bürger, die sich klar von der heutigen Wegwerfgesellschaft distanzieren" berichtet Kliesch.

Das Engagement gegen diese Verschwendung haben alle Heidelberger Initiativen gemeinsam. Nachhaltigkeit und Umweltbewusstsein stehen im Zentrum ihrer Motivation. Dabei sehen sich die Gruppen als Teil der *Transition Town*-Bewegung, eines weltweiten Netzwerks aus Initiativen mit dem Ziel, einen Wandel der Städte und Gemeinden zu einer Zukunft mit geringerem Energieverbrauch und größerer Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Klimawandel in Gang zu setzen.

Von Gurken und Mandarinen kann man sich zwar nicht allein ernähren, aber schon ein Tag in Heidelbergs Umsonstökonomie hat unser Konsumbewusstsein sensibilisiert.

Umsonstökonomie in Heidelberg

Aus der global vernetzten Share Economy von Mitfahrgelegenheiten, Couchsurfing und airbnb ist mittlerweile eine milliardenschwere, florierende Wirtschaft geworden. In vielen deutschen Städten haben sich aber auch lokale Initiativen gebildet, die zeigen, dass es anders geht. Sie wählen den Weg der Umsonstökonomie und organisieren Plattformen und Orte, an denen Lebensmittel, Bekleidung oder Reparaturen ohne das Erwarten einer direkten Gegenleistung angeboten werden.
In Heidelberg besteht mittlerweile ein umfassendes Netzwerk an Gruppen. Um diese Strukturen langfristig aufrecht zu erhalten, sind Interessierte, Mithelfer und Unterstützer stets willkommen. Ein unvollständiger Überblick über die lokalen Initiativen in Heidelberg:

- Füa Umme – Umsonstladen Initiative Heidelberg:
  jeder erste und dritte Samstag im Monat auf dem Weststadtmarkt:
  www.umsonstladenheidelberg.wordpress.com
- Transition Town Heidelberg:
  regelmäßige Treffen, montags 19 Uhr in der ZEP:
  www.transition-heidelberg.org
- Essbares Heidelberg:
  www.essbaresheidelberg.wordpress.com
- Ökostadt Rhein-Neckar:
  www.oekostadt.org
- AK Real World Economics:
  www.real-world-economics.de
- Foodsharing Heidelberg:
  Facebook-Gruppe „Foodsharing Heidelberg"



Spiel auf Zeit

Befristung, lange Arbeitszeiten und fehlende Planungssicherheit: normale Arbeitsbedingungen für junge Wissenschaftler

Foto: flickr (CC BY-NC-SA 2.0)

Bildung ist eine der wichtigsten Ressourcen dieses Landes – darauf beruht ein breiter Konsens in der deutschen Politik und Gesellschaft. Zwischen diesem Anspruch und der Realität an Hochschulen liegen jedoch Welten. Statt der ersehnten Professur Hartz IV beziehen müssen? Hoch qualifiziert und doch arbeitslos? Scheinbar unvereinbare Gegensätze, die längst keine Ausnahme mehr darstellen.

Der Kern des Problems liegt in der Befristung vieler Stellen. Laut aktuellem Bildungsbericht des Wissenschaftsrats haben rund 84 Prozent der 160 000 deutschen Nachwuchswissenschaftler an Universitäten Zeitverträge, sowie ein Großteil der 30 000 Angestellten anderer Forschungseinrichtungen. Nicht selten beträgt der Zeitraum für einen Vertrag als Doktorand an Hochschulen nur ein halbes Jahr mit Option auf eine Verlängerung. Somit muss alle sechs Monate um den Arbeitsplatz gebangt werden. Nach der Promotion sieht es nicht viel besser aus, da Postdocstellen ebenfalls befristet sind, sodass es nur zwei Möglichkeiten gibt, dem Damoklesschwert der Arbeitslosigkeit zu entrinnen.

Eine Option ist es, einen Job jenseits der Wissenschaft und Universität ins Auge zu fassen, beispielsweise in der Unternehmensberatung oder in wissenschaftlichen Abteilungen von Unternehmen. Die andere Möglichkeit, die Habilitation mit anschließender Berufung auf eine Professur, steht nur wenigen offen. Professuren sind rar gesät und einen unbefristeten wissenschaftlichen Mittelbau, einen „tenure track“, wie er in den USA üblich ist, gibt es in Deutschland nicht.

In der Online-Petition „Perspektive statt Befristung: Für mehr feste Arbeitsplätze im Wissenschaftsbereich“ wird die Notlage in einem offenen Brief an Bundesbildungsministerin Johanna Wanka und Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel umrissen und klare Forderungen gestellt: Höchstens 30 Prozent der Stellen in Forschungseinrichtungen sollen befristet vergeben werden, höchstens 15 Prozent jener für technische Mitarbeiter. So sollen ausreichend unbefristete Stellen zur Bearbeitung der dauerhaften Aufgaben geschaffen werden.

Zudem schlägt die Initiative vor, projektbezogene Fördermittel seitens des Bundes auf Sach- statt Personalmittel zu konzentrieren, da zuletzt immer mehr Stellen aus nur vorübergehend zur Verfügung stehenden Quellen finanziert wurden. Als Anreiz, den Anteil der Zeitverträge zu verringern, könnte eine transparente Veröffentlichung der Anzahl von befristeten Stellen pro Forschungsbereich und Einrichtung dienen. Bis September letzten Jahres unterzeichneten über 25 000 Unterstützer die Petition, 376 davon kommen aus Heidelberg.

Das ebenfalls kritisierte Wissenschaftszeitvertragsgesetz besagt, dass nach 12 Jahren an der Universität die Arbeitsstelle entfristet werden muss. Die gute Absicht hinter dieser Regelung ist, die Befristung zu begrenzen und den Übergang auf eine dauerhafte Stelle zu garantieren. Gleichzeitig wurde jedoch versäumt, diese Plätze auch zu schaffen und dauerhaft zu finanzieren, sodass die 12-Jahres-Regel nun bloß die Galgenfrist ist, bis zu der eine Professur in Aussicht stehen muss. Bei Antritt des ersten Jobs als Hilfswissenschaftler an der Universität beginnt die Sanduhr zu laufen. Folgen auf fünf Jahre Doktorat fünf Jahre als Postdoc, rücken die 12 Jahre bereits bedrohlich nahe. Viele hoch qualifizierte Postdocs, mit Veröffentlichungen in namhaften Journalen werden oftmals nicht eingestellt – die 12-Jahres-Grenze ist zu nah.

Besonders belastet sind Doktoranden, die ihre Promotion durch ein Stipendium finanzieren. Diese Stipendien decken keine Sozialversicherungsbeiträge ab, sodass währenddessen nicht in die Rentenkasse eingezahlt wird. Wer im Anschluss keine gut bezahlte Anstellung findet, hat schlechte Chancen sich eine Altersversorgung aufzubauen. Befristete Stellen zwingen Nachswuchswissenschaflter zudem immer wieder dazu umzuziehen – auch das ist kostspielig. Die Einkünfte der nachfolgenden 30 Jahre reichen meist nicht aus, um für den Ruhestand vorzusorgen. Die Konsequenz: Ein Abrutschen in die Altersarmut droht.

Neben der mangelnden finanziellen Absicherung hat das ständige Bangen um die Existenz auch psychische Auswirkungen. Die zur Verfügung stehenden Jahre wollen „effektiv“ genutzt werden. Das heißt: So viel wie irgend möglich publizieren und Lehrveranstaltungen mit guter Evaluation durchführen, obwohl mehrere Jahre eigentlich genug Zeit sein sollte, sich ein Bild von der Kompetenz der Bewerber zu machen. Bis spät in die Nacht und an Wochenenden zu arbeiten, ist Voraussetzung, um das Arbeitspensum zu bewältigen.

Die ständige Existenzangst und die mit wechselnden Stellen verbundenen Umzüge führen dazu, dass es schwieriger wird, längerfristige Beziehungen zu führen, von Familienplanung ganz zu schweigen. „Fortwährende existentielle Unsicherheit ist die Folge, eine selbstbestimmte Lebensplanung kaum möglich“, schreibt der Initiator der Petition „Perspektive statt Befristung“, Sebastian Raupach. In dieser Hinsicht sind Frauen noch stärker benachteiligt als Männer, da sie sich letztendlich häufig zwischen Kinderwunsch und ihrer beruflichen Zukunft entscheiden müssen.

Ein Grund für die heutige Situation ist die starke Zunahme der Finanzierung durch Drittmittel. Das sind Gelder, die nicht von Bund oder Ländern kommen und nur in einem begrenzten Zeitraum fließen. Die fehlende Planungssicherheit seitens der Universität hat die Ausschreibung unbefristeter Stellen drastisch zurückgehen lassen. Zudem hat die Finanznot dazu geführt, dass zunehmend die Möglichkeit Personalmittel in Sachmittel umzuwandeln, in Anspruch genommen wird. Dies hat die Arbeitsbelastung der verbleibenden Angestellten bei stetig steigender Studentenanzahl noch weiter erhöht.

Den wachsenden Unmut unter den Wissenschaftlern hat mittlerweile auch Wissenschaftsministerin Johanna Wanka zur Kenntnis genommen und will mit Verbesserungen der Arbeitsbedingungen reagieren, lehnt aber eine Mindestdauer für Arbeitsverträge ab. Deutschland als Forschungsstandort wird dadurch zunehmend unattraktiver, viele vielversprechende Nachwuchswissenschaftler wandern aus oder müssen der Wissenschaft den Rücken zuwenden. Die Realität im Land der Dichter und Denker: Die besten Köpfe Deutschlands sehen für sich keine Zukunft mehr an den Universitäten. **(jop, mow)**

Ein Meilenstein?

Wissenschaftsministerin Theresia Bauer über den Hochschulfinanzierungsvertrag

Der neue Hochschulfinanzierungsvertrag (HoFV) ist unterzeichnet, es soll deutlich mehr Geld für die Universitäten im Land geben. Wie werden die Studenten von dem Vertrag profitieren?

Die Studierenden werden unmittelbar und spürbar profitieren: Die verlässlichen Grundfinanzierungsaufwüchse ermöglichen es, zusätzliche Professorinnen und Professoren einzustellen und mit verlässlichen Beschäftigungsperspektiven qualifiziertes wissenschaftliches Personal zu gewinnen. Das wird sich unmittelbar auf die Qualität der Betreuung auswirken. Zudem sichert der Vertrag, dass auch in Zukunft so viele Studierende wie bisher eine Studiengelegenheit bekommen.

Bei genauerem Hinschauen stellt man aber fest, dass ein Großteil der Mittel umverteilt wird. Wie können Sie dann behauptet, dass es sich bei dem Vertrag um einen „Meilenstein“ handelt?

Noch besser als genaueres Hinsehen ist das ganz genaue Hinsehen – ich empfehle, den Vertrag im Original zu lesen, statt sich auf falsches Hörensagen zu verlassen. Der HoFV ist eindeutig: Wir erhöhen die Grundfinanzierung um 2,2 Milliarden Euro. Die Hälfte dieses Betrags, also rund 1,1 Milliarden Euro ist frisches – also zusätzliches – Geld, die andere Hälfte wird durch Umschichtung finanziert. Hinzu kommen zusätzliche Baumittel in Höhe von 100 Millionen Euro pro Jahr, also insgesamt weitere 600



Foto: MWK/Regenscheit

Grün und glücklich: Theresia Bauer

Millionen Euro. Insgesamt investieren wir damit über die Laufzeit des Vertrags 1,7 Milliarden Euro frische Landesmittel in die Hochschulen. Gerade auch im bundesweiten Vergleich. So selbstbewusst können und sollten wir sein, das hat mit Unbescheidenheit nichts zu tun.

Die Studenten im Land sind nicht glücklich mit dem Vertrag: Sie können zukünftig über deutlich weniger QSM mitbestimmen. Warum beschneiden Sie derart die studentische Mitbestimmung?

Die „Einvernehmensregel“ zwischen Studierenden und Hochschulen hat in der Praxis nicht so funktioniert, wie geplant. Vielerorts gab es Streit und Blockaden, Mittel wurden nicht abgerufen oder gar wir als Wissenschaftsministerium zu Hilfe gerufen. Das war der eine Grund. Wir wollen aber auch weg von der kurzatmigen Projekt- und Programmfinanzierung, zu der eben auch die QSM gehören, die jedes Jahr neu vergeben werden. Denn gute Hochschulen bestehen vor allem auch aus gutem Personal. Und gutes Personal gewinnen die Hochschulen, wenn sie langfristige Perspektiven bieten können statt Halbjahresverträge. Deshalb werden wir die QSM aufteilen und die Verantwortlichkeit klar ordnen: Der Grundfinanzierungsteil wird dauerhaft von den Hochschulen über die regulären Gremien vergeben. Für den Studierendenteil haben die Studierenden künftig ein Vorschlagsrecht. Das Ziel bleibt das gleiche: die Sicherung der Qualität der Lehre!

Die Studenten sorgen sich nun aber genau darum …

Eine Verschlechterung von Studium und Lehre wird es mit Sicherheit nicht geben. Die in die Grundfinanzierung überführten QSM sind ja für die Lehre nicht verloren. Und hinzu kommen die zusätzlichen 1,7 Millarden Euro, die ebenfalls frei verwendbar sind. Ich bin überzeugt, dass auch sie zur Verbesserung von Studium und Lehre beitragen. Sicherlich wird es hier und dort anfangs etwas ruckeln, weil die Hochschulen in der Tat rechtzeitig planen müssen, wie bewährte Maßnahmen aus den Grundmitteln zu finanzieren sind. In der Übergangsphase können aber auch noch die vorhandenen Reste von etwa 75 Millionen Euro eingesetzt werden.

Das Gespräch führte Michael Graupner

Offene Rechnung

Von Michael Graupner

Keine Frage, der nun unterzeichnete Hochschulfinanzierungsvertrag kann sich sehen lassen. Die Hochschulen bekommen bis 2020 Planungssicherheit und deutlich mehr Geld – ein Novum innerhalb der Bundesrepublik. Nichts ist mehr zu hören von den Querelen der Rektoren im letzten Sommer, von einem „Ausbluten“, wie es Bernhard Eitel formulierte, will heute keiner mehr etwas wissen. Alle könnten zufrieden sein, aber dennoch gibt es Kritik von der Studentenschaft. Und das vollkommen zu Recht. Waren sie bei der Ausarbeitung des Vertrages bereits nicht beteiligt, wird ihnen jetzt ihre Mitsprache bei einem Großteil der QSM genommen. Sicherlich wurden einige Mittel nicht abgerufen. Das lag oft an Blockaden und Unklarheiten innerhalb der Vergabekommission. Hier hätten die Schlichtungsmechanismen deutlich verbessert werden können. Nun rückt Grün-Rot von ihren eigenen Idealen ab. Die Rechnung könnte es bei der Landtagswahl 2016 geben.

„It's work in progress"

Hera Sandhu und Glenn Bauer führen die Verfasste Studierendenschaft in ihre zweite Legislaturperiode. Ein Gespräch über das Selbstverständnis des StuRa, die Beziehung zum Rektor und den Alkoholkonsum im Sitzungssaal



Fotos: jop

„Wir würden auch über einen Schokoladenbrunnen an der Uni diskutieren" – die VS-Vorsitzenden Glenn und Hera

In der ersten Legislaturperiode musste sich der StuRa viel mit administrativen Dingen befassen. In den ersten Sitzungen konnte man wieder den Eindruck gewinnen, dass es fast nur um interne Angelegenheiten und die genauen Formulierungen der Antragstexte geht. Beschäftigt sich der StuRa zu sehr mit sich selbst?

Glenn Bauer: Nein, dass es ein Zuviel der Selbstbeschäftigung wäre, muss ich verneinen. Es ist nötig, vieles erst aufzubauen, es war ja bisher nichts da. Etwa der Umbau des StuRa-Büros ist uns auch nicht einfach eingefallen. Das passiert aufgrund eines Brandschutzgutachtens, das die Universität umsetzen muss. Auch etwa zum Einstellen von Personal sind wir gesetzlich verpflichtet.

Hera Sandhu: Es stimmt zumindest, dass die Debatten noch nicht ganz strukturiert sind. Manche Abgeordneten scheinen noch unsicher über den Ablauf einer Diskussion und es besteht bei den Beiträgen ein großer Mischmasch von Inhalt und Formalia. Manchmal werden Kommentare abgegeben, die nicht an diese Stelle passen. Es gibt eben noch keine Diskussionskultur wie in einem länger bestehenden Gremium. Die etabliert sich eben nicht von heute auf morgen.

Wie kann sich aber eine solche Kultur in Anbetracht der Diskontinuität des Gremiums überhaupt entwickeln?

Hera: Am Ende der letzten Legislaturperiode gab es ein Treffen, bei dem die Abgeordneten gemeinsam reflektiert haben, was gut oder schlecht lief. Wir haben etwa beschlossen, dass der StuRa nicht mehr bis 3 Uhr morgens tagt, weil man um diese Zeit zu nichts mehr fähig ist. Deswegen sind die Sitzungen jetzt auf 11, 12 Uhr begrenzt. Das sind eben Entwicklungen, die Schritt für Schritt stattfinden.

Glenn: Die Diskontinuität des Gremiums ist sowieso keine vollständige. Viele Fachschaften entsenden ja Vertreter, deren Legislaturperioden sich nicht mit der des StuRas decken, sodass einige ihrer Vertreter auch im nächsten StuRa sitzen werden.

Laut § 65a des Landeshochschulgesetzes ist es Aufgabe des StuRas, die „Förderung der politischen Bildung und des staatsbürgerlichen Verantwortungsbewusstseins der Studierenden" zu unterstützen. Woher nehmt ihr die Legitimation, euch zu allgemeinpolitischen Themen zu äußern, etwa einen Brief an einen amerikanischen Whistleblower zu verfassen?

Glenn: Das musst du die Antragsteller fragen. Aber generell: Es ist unser Auftrag, den Leuten ihre Rechte aus dem Grundgesetz und deren Stellenwert in einer Demokratie zu vermitteln. Die Studierendenschaft ist ein wichtiger Teil der Gesellschaft. Wenn es um Angelegenheiten der Uni oder der Stadt Heidelberg geht, wird klar, dass die Studierenden hier eine Stimme haben sollten. Warum sollte das auf bundesweiter Ebene nicht der Fall sein, zumindest im Hinblick auf Themen, die die Studierenden wenigstens mittelbar auch betreffen können? Deswegen wurde uns dieses Mandat gegeben.

Wäre es nicht zielführender, wenn sich der StuRa nur mit hochschulpolitischen und Heidelberg betreffenden Angelegenheiten befassen würde, wo er konstruktiv agieren kann?

Glenn: Es heißt ja nicht, dass wir die Vorkommnisse in Heidelberg ignorieren. Wir haben auch Stellungnahmen zu der geplanten neuen Straßenbahnlinie abgegeben oder zu der Nogida-Demonstration. Das schließt sich nicht aus. Wir machen beides.

Schadet es aber nicht dem Ansehen des StuRas, wenn er sich zu sehr mit außeruniversitären Dingen beschäftigt?

Hera: Ja, durchaus. Wir können im Moment noch nicht kontrollieren, was von der Arbeit des StuRas nach außen dringt. In der nächsten Legislaturperiode wollen wir bewusst darauf Einfluss nehmen, was die Studierenden über uns erfahren. Dabei soll die inhaltliche Arbeit im Zentrum stehen, damit die Studierenden verstehen, was wir hier machen, wie sie sich einbringen und von der VS profitieren können. Das soll durch eine bessere Internetpräsenz, Pressemitteilungen, Rundbriefe oder mithilfe unserer Facebook-Seite geschehen.

> „Es ist unser Auftrag, den Leuten ihre Rechte aus dem Grundgesetz zu vermitteln"

Laut des Studierenden-Surveys 2014 sind aber nur etwa 30 Prozent der Studenten überhaupt an Hochschulpolitik interessiert. Bei der letzten StuRa-Wahl wählten nur niederschmetternde 12,5 Prozent. Stellt das eure Arbeit nicht infrage?

Hera: Es zeigt einfach nur, dass die Studis nicht wissen, dass sie sich beteiligen können. Jeder Student kann einen Antrag einreichen und uns wissen lassen: „An unserer Universität fehlt mir ein Schokoladenbrunnen." Und dann diskutiert der StuRa eben über einen Schokoladenbrunnen.

Glenn: Ich würde es auch nicht als niederschmetternd ansehen, sondern als Herausforderung. Unsere demokratische Legitimation ist davon abhängig, klar. Aber ich mache auch für eine Person Politik. Solange es Menschen gibt, die Interessen oder Probleme haben, muss für diese Menschen Politik gemacht werden. Wir dürfen nicht inaktiv bleiben, nur weil wenige Studenten ihre Anliegen aussprechen. Das wäre eine Kapitulation vor der uns vom Gesetzgeber überantworteten Aufgabe.

Wie wird die VS auf eine höhere Wahlbeteiligung hinwirken?

Glenn: Die Wahl für den nächsten StuRa wird am Ende des kommenden Sommersemesters mit den Senats- und Fakultätsratswahlen zusammengelegt. Dadurch werden für alle diese Wahlen die Beteiligungszahlen hoffentlich steigen.

Wie viel Zeit und Energie steckt ihr in euer hochschulpolitisches Amt?

Hera: Wir brauchen jeden Tag mindestens zwei Stunden, allein um Emails zu beantworten und uns über aktuelle Geschehnisse zu informieren. Daneben ist Zeit nötig, um sich auf die Sitzungen und die Referatekonferenz vorzubereiten. Wir müssen Briefe an andere Gremien, etwa an das Rektorat schreiben oder Pressemitteilungen verfassen. Es ist also auch sehr viel Hintergrundarbeit zu leisten, die so vielleicht gar nicht gesehen wird. Über die Weihnachtsferien waren wir, bis auf den 24. und 25. Dezember, die ganze Zeit hier und haben Finanzanträge abgearbeitet. Das schlaucht schon sehr.

Glenn: Ich habe eine 50-Stunden-Woche, hart gesagt, in der ich mich allein mit dem StuRa beschäftige.

Auch viele andere Abgeordnete sind sehr engagiert. Aber in den StuRa-Sitzungen gibt es auch einige Vertreter, die sich vorwiegend mit anderen Dingen beschäftigen, Bier trinken und Pizza essen. Ist das nicht auch frustrierend, zu sehen, dass einige StuRa-Mitglieder ein anderes Verständnis von diesem Amt haben?

Hera: Ein bestimmtes Verständnis kann man niemandem einbläuen. Auch das sind gewählte Mitglieder, die ihre Legitimation im StuRa haben. Wir können nur an sie appellieren. Wir wollen auch bald darauf hinwirken, dass der Alkoholkonsum eingeschränkt wird. Aber Verbote werden wir nicht aussprechen, jeder muss selbst wissen, was er leisten möchte.

Glenn: Ich sehe auch das als Herausforderung. Natürlich ist es nervig, wenn man über einen Antrag diskutiert, an dem man drei Wochen gesessen hat und einige Mitglieder schauen nur auf ihr Handy. But that's life, that's politics. Wenn du den Leuten klarmachst, warum die Debatte wichtig ist, hören sie dir auch zu. Man erreicht Leute nicht, indem man sie kritisiert, sondern man muss die Bedeutung der Inhalte vermitteln.

Rektor Eitel hat kürzlich der *RNZ* gesagt, er sehe im StuRa durchaus „konstruktive Strömungen". Etwas mehr Realismus sei aber angebracht.

Glenn: Ist Realismus das, was Herr Eitel als sogenannte Notwendigkeit darstellt? Er meint wohl Dinge, die ihm politisch unliebsam sind. Demokratie lebt davon, dass man Ideale hat und dass man sagt „Das ist uns wichtig." Wenn Herr Eitel meint, etwas sei für die Uni nicht wichtig, dann ist das seine persönliche Ansicht. Den Begriff„konstruktive Strömungen" verstehe ich auch nicht – für mich ist der StuRa als solcher konstruktiv.

Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit dem Rektorat? Wie sehr seid ihr schon im universitären Alltag angekommen?

Glenn: Herr Eitel hat schon mit dem Vorsitz des StuRas geredet, aber nur zu bestimmten Themen und nie mit dem Plenum. Ich weiß von anderen Hochschulen, an denen sich der Vorsitz der VS jede Woche mit dem Rektor auf einen Kaffee trifft. Das ist nicht nötig, aber man muss schon ins Gespräch kommen.

Hera: Die Uni hatte 35 Jahre keine VS. Herr Eitel hat seine erste Amtszeit ohne uns verbracht und war damit wohl auch glücklich. Jetzt muss in den Köpfen der oberen Ebenen ein Wandel stattfinden. Das ist eine Zeitfrage. Aber in den Gremien der unteren Ebenen sind wir angekommen. Wir sind Teil des Uni-Alltags.

Der Hochschulfinanzierungsvertrag wurde gerade abgeschlossen. Letzten Sommer gab es große Proteste in Heidelberg, aber jetzt scheinen sich alle friedlich geeinigt haben. Seid ihr mit dem Vertrag auch so glücklich?

Glenn: Da musst du die Referate-Konferenz fragen. Ich könnte dir bloß meine persönliche Meinung sagen.

Im Vertrag steht, dass die Qualitätssicherungsmittel (QSM) in die Grundfinanzierung überführt werden sollen. Wissenschaftsministerin Bauer argumentiert , dass 75 Millionen der QSM für 2013 nicht verwendet wurden. Ist daher die beschlossene Regelung nicht eine bessere?

Glenn: Nein, dadurch gehen Mitbestimmungsrechte der Studierenden verloren. Nur der Rektor entscheidet darüber, wie die Gelder verteilt werden, womit die Zuweisung der QSM nicht mehr wie bisher anhand der Studierendenzahl pro Fakultät stattfindet. Die Gefahr ist, dass als nicht bedeutsam angesehene Institute zu kurz ausgehen. Wir als VS sind klar dagegen, denn wir wollen etwas erreichen für alle Studierenden, nicht für die Wirtschaft.

Was sind die wichtigen Inhalte, die für die zweite Legislaturperiode anstehen?

Glenn: Wir brauchen eine Positionierung des StuRas zum Hochschulpakt. Und wir müssen weiter auf die Demokratisierung der Hochschule hinwirken und verdeutlichen, dass wir mitreden wollen.

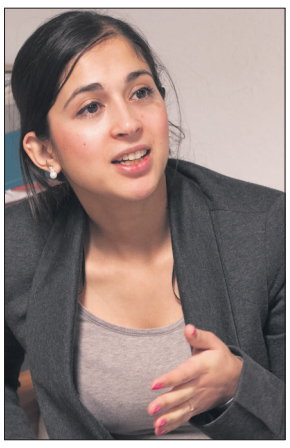
Rektor Eitel hat der *RNZ* auch gesagt: „Die Universität ist enorm dynamisch. Wir haben einen großartigen Spirit, alle packen an, alle wuseln. Hier gibt es keine resignative Stimmung wie an anderen Hochschulen." Ist die Stimmung so gut?

Hera: Was soll man dazu sagen? Dass so eine Stimmung vom Rektorat ausginge, habe ich noch nicht mitbekommen. Vielleicht kann Herr Eitel in den StuRa kommen und uns diesen „Spirit" vermitteln.

Glenn: It's work in progress.

Das Gespräch führten Michael Graupner und Vicky Otto

Hera Sandhu



Hera ist 28 Jahre und studiert Medizin im 5. Semester. Sie wurde am 2. Dezember zur weiblichen Vorsitzenden der VS gewählt. Dazu kam es recht spontan: „Ich hatte ursprünglich nicht geplant, für den Vorsitz zu kandidieren. Nachdem sich aber keine Kandidatin fand und ich in meinem persönlichen Umfeld die Meinung vertrete, dass mehr Frauen verantwortungsvolle Posten übernehmen sollten, habe ich mich dafür entschlossen."

Glenn Bauer



Glenn ist 24 Jahre alt und studiert Ostasienwissenschaften mit Schwerpunkt Japanologie im 9. Semester. Das politische Engagement wurde ihm in die Wiege gelegt: „Mein Vater als US-Amerikaner hat in der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre mitgemacht." Er war lange für seine Fachschaft aktiv und letztes Semester Referent für hochschulpolitische Vernetzung und verwaltete die Finanzen.

Hochschule in Kürze



Foto: Flickr (CC BY-NC-SA 2.0)

Bienen-AG – Das weltweite Bienensterben löst offenbar auch in Kreisen der Heidelberger Studentenschaft Besorgnis aus. Das Öko-Referat des StuRa hat aus diesem Anlass eine neue Arbeitsgemeinschaft ins Leben gerufen. „Bienen" lautet der Name der AG, die sich am 3. Februar das erste Mal treffen wird. Hierbei soll zuallererst ausgelotet werden, ob in Heidelberg die Möglichkeit besteht, Bienen einen Lebensraum zu bieten. **(das)**

OECD-Studie rügt geringe Akademiker-Rate – Eine aktuelle Studie der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) „Bildung auf einen Blick", kritisiert den niedrigen Anteil an abgeschlossenen Akademiker-Laufbahnen in Deutschland. Zwar schreibe sich rund die Hälfte aller Schulabgänger an einer Universität oder Fachhochschule ein – so viele wie noch nie zuvor – einen Abschluss erreichen jedoch nur 27 Prozent der 25- bis 34-Jährigen. Das ist im internationalen Vergleich wenig. Denn der Schnitt derjenigen in derselben Altersgruppe, die einen Studienabschluss erreichen, liegt in den untersuchten OECD-Ländern bei 40 Prozent. **(das)**

Was kann man aus der Sprache lernen – Im Dezember öffnete der Leibniz-Wissenschafts-Campus „Empirical Linguistics and Computational Language Modeling", eine interdisziplinäre Forschungskooperation des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim und des Instituts für Computerlinguistik der Universität Heidelberg. Informatiker und Linguisten werden die Möglichkeiten der Big-Data-Analyse nutzen, um Texte oder Tonbandaufnahmen im großen Stil zu speichern und zu analysieren. Dadurch sollen neue Methoden der empirischen Sprachforschung entwickelt werden. Das Projekt wird über vier Jahre mit 2,6 Millionen Euro gefördert. **(dom)**

Ohne Eltern in die Universität

Eine Gesetzesänderung ermöglicht es minderjährigen Studierenden, ihr Studium selbstständig zu regeln



Foto: Universität Magdeburg

Der Schein trügt: Nach wie vor gibt es wenige minderjährige Studenten an deutschen Hochschulen

„Heute erst ab 18", so lautet die nächtliche Abweisung Minderjähriger an den Türen vieler Diskotheken. Immer mehr Studenten müssen sich daran gewöhnen, diesen Spruch zu Ohren zu bekommen. Infolge der Umstellung des Schulsystems auf das achtjährige Gymnasium sind vermehrt minderjährige Studenten an deutschen Hochschulen anzutreffen. Mit der kontinuierlich steigenden Anzahl von Studenten steigt unter ihnen auch die der Minderjährigen. Diese hat sich laut des statistischen Bundesamtes innerhalb des letzten Jahrzehnts versiebenfacht und beläuft sich mittlerweile auf 2884 in Deutschland. Die Abweisung an einer Diskothek ist lediglich eines der Probleme, die dieses Dasein mit sich bringt. Theoretisch sind Minderjährige weder dazu berechtigt sich eigenmächtig zu immatrikulieren, noch sich einen Bibliotheksausweis ausstellen zu lassen. Um diese Problematik zu lösen, wurden die Landeshochschulgesetze in Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen dahingehend bereits verändert. Diese Veränderungen erlauben eine volle Geschäftsfähigkeit der unter 18-Jährigen in allen Bereichen, die das Studium betreffen.

Die erst 17-jährige Germanistikstudentin, Melissa, zog bereits ihren Nutzen aus der Gesetzesänderung und beschreibt ihre Einschreibung zum Wintersemester 14/15 als unkompliziert und problemlos. Dadurch ist Melissa nun berechtigt, auch alle weiteren Belange des Studiums eigenmächtig und ohne die Einwilligung ihrer Eltern zu erledigen. Dies betrifft etwa Prüfungsanmeldungen oder die Anmeldung zum Hochschulsport.

In den Ländern, in welchen es bislang noch an einer entsprechenden gesetzlichen Regelung mangelt, holen die meisten Hochschulen zum Studienbeginn eine Generaleinwilligung der Eltern ein. Damit sind die Studierenden nicht in jedem Einzelfall auf das Einverständnis ihrer Eltern angewiesen. Diese Lösung erscheint der Hochschulrektorenkonferenz praktikabel wie auch rechtssicher. In ihrem Studentenalltag sieht Melissa, abgesehen von der Eintrittsverwehrung im Nachtleben und des Verbotes von hochprozentigem Alkohol keine Nachteile, sondern betrachtet ihren frühzeitigen Studienstart eher als Privileg und Chance. „Aufgrund des frühzeitigen Beginns meiner akademischen Ausbildung stehe ich unter keinerlei Zeitdruck, mein Studium in Regelstudienzeit und ohne Unterbrechung absolvieren zu müssen, da es ja in unserer heutigen Gesellschaft karrieretechnisch von Relevanz sein kann, in welchem Alter der Hochschulabsolvent seinen Berufseinstieg wagt", so Melissa. Die Selbständigkeit, die ein studentisches Leben erfordert, betrifft die minderjährige Studentin weitestgehend noch nicht, da sie aufgrund ihres zu Heidelberg nahegelegenen Heimatortes die Möglichkeit hat, weiter zu Hause wohnen zu bleiben und zu den Vorlesungen zu pendeln. Was Intellekt und Wissensstand anbelangt, merkt man keine Unterschiede zwischen ihr und ihren Kommilitonen, sagt Melissa, da die Altersdifferenz zu diesen ja auch von kaum nennenswerter Relevanz ist. Die Einschränkung beim Konsum hochprozentigen Alkohols ist wohl das einzige Defizit, für welches die Hochschulrektorenkonferenz den „Kleinen" keinen Lösungsvorschlag anbieten kann. Melissa sieht sich aber auch diesbezüglich nicht im Nachteil und schlägt allen ihr Schicksal teilenden Kommilitonen vor, den verbleibenden Zeitraum bis zum 18. Geburtstag einfach mit Bier zu überbrücken. **(cai)**

Geschichte. Seit 1889/90

Das Historische Seminar der Universität Heidelberg feiert sein 125-jähriges Bestehen. Namhafte Persönlichkeiten prägten dessen bewegte Geschichte

Die Tür zum Historischen Seminar ist klein und unscheinbar, fast könnte man sie übersehen. Sicher tun das auch die meisten Studenten, wenn sie von der Mittags-Currywurst in der Triplex-Mensa hinauf zu ihrem heißbegehrten Arbeitsplatz in der Bibliothek eilen. Dabei steckt hinter dem Eingang zur Grabengasse 3-5 ein gewaltiges Stück Universitätsgeschichte – eben wie es sich für ein Geschichtsinstitut gehört. Altkanzler Helmut Kohl verfasste am Historischen Seminar seine Dissertation mit dem Titel „Die politische Entwicklung in der Pfalz und das Wiedererstehen der Parteien nach 1945". Auch Silvana Koch-Mehrin wurde in Heidelberg promoviert – mit mäßigem Erfolg, wie die Geschichte zeigte.

Im Wintersemester 1889/90 wurde das Seminar gegründet, damals verfügte es über zwei ordentliche Professuren. Heute, 125 Jahre später, sind es zehn. Mittlerweile gehört das Historische Seminar Heidelbergs zu einer der renommiertesten Einrichtungen seiner Art. Im aktuellen Wintersemester studieren über 1000 Studenten am Institut. „Die Geschichtswissenschaften haben sich in den vergangenen Jahrzehnten zu einer Kerndisziplin in den Geisteswissenschaften entwickelt", so Universitätsrektor Bernhard Eitel.

Wenn man die „Spirale des Todes", so die inoffizielle Bezeichnung für das gewundene Treppenhaus des Seminars, nach oben steigt, blicken von den Wänden die ehemaligen Professoren des Instituts auf die Studenten herab. Ein Blick auf die Namen der Porträtierten veranschaulicht, welche großen Geister hier in der Vergangenheit lehrten. Unter ihnen Fritz Ernst, Werner Conze und Reinhart Koselleck. Sicherlich soll der Anblick dieser namhaften Dozenten den Ehrgeiz der Studenten wecken, sie anspornen, ihnen nachzueifern, stundenlang in der Bibliothek zu pauken und wissenschaftliche Glanzarbeiten zu vollbringen. Jüngst veröffentlichte das Seminar auf seiner Website (trotz der Materie des Fachs ist das Internet kein Neuland) eine Liste aller Promovierten der Jahre 1954 bis 2014 samt Doktorvätern und Thema der Dissertation. Es sind gut 400 ehemalige Studenten, die sich die Karrieren der Gründungsmitglieder zum Vorbild genommen haben – allein in den vergangen 60 Jahren. Wenn man über die knarzenden Dielen der verwinkelten Bibliothek, die ein bisschen an Harry Potter erinnert, geht, kann man sich vorstellen, wie hier seit Jahrzehnten Studenten alte Bücher wälzen.

Etwas ferner liegt einem heute die Beobachtung, die ein Reporter während des Ersten Weltkrieges machte. Aufgrund des Krieges befand sich ein Großteil der männlichen Studenten an der Front. Der plötzlich sehr hohe Anteil an weiblichen Studenten verleiteten zu folgender Beschreibung der Situation: Der Universitätsplatz glich seinerzeit eher dem Schulhof eines Lyzeums, die Anwesenheit der Frauen würde eine „erotisierten" Stimmung verursachen und durch „backfischartige Flirts" den Lehrbetrieb behindern. Heute ist das Verhältnis zwischen Männern und Frauen ausgewogen, sowohl unter den Studenten als auch im Lehrkörper. Mit Madeleine Herren-Oesch bekam das Historische Seminar 2004 seine erste Professorin.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, dass man sich in der Grabengassse selten mit dem Zukünftigen befasst. Dennoch – ab und an schweifen die Gedanken nach vorne. „Ob es das Historische Seminar in weiteren 125 Jahren noch geben wird, wird wohl keiner von uns überprüfen können", so brachte es Bernd Braun, Vorsitzender des Freundeskreises des Historischen Seminars in seiner Rede zum Jubiläum gut auf den Punkt. Rektor Eitel scheint sich dessen aber ziemlich sicher zu sein: „Die beiden starken Säulen, Struktur und Wissenschaftlerpersönlichkeiten, versprechen auch für die Zukunft eine weiterhin positive Entwicklung des Historischen Seminars." **(das, kap)**

WEINSTUBE CAFÉ BURKARDT

MERKE: MIT VOLLEM MAGEN STUDIERT ES SICH DOCH GERN

Auf die Schnelle – ganz slow:
Der Slow Food Mittagstisch im neuen Café Burkardt bietet Studentinnen und Studenten leckere, hausgemachte Gerichte, passend zur Saison. Gratis dazu gibt es ein offenes Getränk (alkoholfrei) nach Wahl. Montag bis Freitag, immer von 12:00 bis 14:00 Uhr.

Ob Prädikatsexamen oder „4 gewinnt", man gönnt sich ja sonst nichts!
Die Untere Straße genussvoll und ganz neu entdecken. Unseren Gourmet-Studenten bieten wir auf Vorbestellung ein 3-Gang-Menü mit Weinverkostung an. Volle Gaumen-Credits für 45 $ pro Person.

Wurst-Case-Scenario
Pappteller und Plattenteller. Mit würzig-scharfer Currywurst und bester Musik drücken wir eure Nebenkosten. An den vier Adventsdonnerstagen wird in unserem Innenhof gegrillt und aufgegabelt, immer ab 17:00 Uhr.

This Christmas I give you my Worscht!

Cafe Weinstube Burkardt, Untere Strasse 27
Montag bis Sonntag, 10.00 - 24.00 Uhr, kein Ruhetag

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de



Die Anatomie der Tigerente

Zahlreiche Studenten begeben sich nach der Bibliothek in den Kosmos von Spielplätzen und Kaugummiblasen. Ein Bericht zum Studium mit Kind

Von Christina Deinsberger und Hanna Miethner

Wir hatten einen Plan. Wir hatten ganze Seiten unserer Notizblöcke mit Fragen vollgeschrieben, die Bleistifte gespitzt und in kurzer Zeit auch schon wieder den nächsten Termin. Vor allem aber hatten wir keine Ahnung, dass das in der Sekunde, in der wir das Familienappartement des Studierendenwerkes betraten, alles nichtig sein sollte. Dass wir heimkehren sollte mit einem Notizblock, den jemand mit abstrakt-gekritzelten „Bemerkungen" versehen hatte. Mit gebrochener Bleistiftspitze und natürlich gnadenlos zu spät für den nächsten Termin. Wir hatten soeben einen Menschen getroffen, der erst zwei Jahre auf dieser Welt war. Der lässt wenige Pläne, die man sich so fein säuberlich macht, widerspruchslos gelten. Mit einem solchen Menschen zu leben, wenn man selbst gerade ziemlich genaue Pläne – Studienpläne – einhalten muss: Geht das?

Für Laura muss das gehen. Sie hat ihr Studium schon schwanger begonnen. Seit zwei Jahren teilt sie nun ihren Tag zwischen Univerpflichtung bis 13 Uhr und Kinderbetreuung am Nachmittag. Erst recht spät am Abend kommt sie wieder dazu, sich mit ihrem Studium zu beschäftigen.

Man wisse seine Zeit immerhin besser zu nutzen, weil man sie ganz erbarmungslos limitiert sieht. Die Tagesabschnitte, die zur Verfügung stehen, füllt man effektiver. „Anfangs war das sogar noch einfacher." Laura studiert Theologie und hat ihr Kind, Miriam, in seinen ersten Lebensmonaten an dem regelmäßigen Genuss von Altgriechisch-Kursen teilhaben lassen. Das war nicht nur frühpädagogisch ambitioniert, für das Mutter-Tochter-Gespann war es die einzig probate Lösung. Auch für die Dozenten sei Lauras Begleitung völlig in Ordnung gewesen: „Sie hat ohnehin nur geschlafen. Ab und zu mal ein wenig Aufruhr, aber da sagt niemand was." Es wird wohl noch einige Jahre dauern, bis Miriam wieder so gut in Vorlesungssälen schläft. Bis dahin ist sie in der Kita besser beschäftigt.

In Heidelberg ist das Betreuungsangebot recht gut, wissen die Beraterinnen vom Gleichstellungsbüro. Im Neuenheimer Feld gibt es halb- und ganztägige Angebote, die punktuelle Betreuung bei Konferenzen oder Tagungen wird stetig ausgebaut und auf einen Kita-Platz muss man nicht sehr lange warten. „Vielleicht ist es nicht der Wunschplatz, vielleicht liegt die Kita nicht direkt um die Ecke, aber in jedem Fall steht in Heidelberg gute Betreuung zur Verfügung", versichert Agnes Speck.

Das Gleichstellungsbüro hat auch den Club Parentes ins Leben gerufen – ein Ort, an dem studierende Eltern in Begleitung ihrer oft noch sehr jungen Sprösslinge zusammenkommen, um gemeinsam zu basteln oder Vorträgen über für Eltern interessante Themen zu lauschen. Diese Zusammenkunft von Menschen, die vor den gleichen Herausforderungen stehen, begründet zugleich die Möglichkeit, sich darüber hinaus auszutauschen und zu organisieren in Babysitter-Gruppen oder Fahrgemeinschaften. Frau Speck ist überzeugt, dass Studieren mit Kind keine Ausnahmesituation, kein stigmatisierendes Dilemma ist, sondern eine Lebensentscheidung.

> „In jedem Fall steht in Heidelberg gute Betreuung zur Verfügung"

Eine Hürde ist jedoch, dass die Angebote zwar zahlreich sind, sie doch sehr zergliedert und unübersichtlich in Erscheinung treten. Grund dafür ist, dass gleich mehrere Stellen sich diesem Thema widmen. Einerseits bietet das Gleichstellungsbüro Beratung während und nach der Schwangerschaft an. Die Mitarbeiterinnen helfen besonders, die Kommunikation mit den Dozenten und Fachschaften anzustoßen. Konkret kann die Studienberatung bei Prüfungs- und Studienablaufsfragen konsultiert werden. Das Studierendenwerk hilft mit Informationen über familienfreundliche und günstige Wohnungen, Finanz- und Sozialberatung. Abseits der Universität widmen sich auch Profamilia und städtisch subventionierte Projekte dem Thema.



Foto: jop

Zwischen Platon und Plüsch: Studieren mit Kind braucht Organisation, Improvisation und vor allem Gelassenheit

Alle Anlaufstellen klären auf über Fragen wie: Will und kann man sein Studium in Teilzeit absolvieren und welche Konsequenzen resultieren daraus? Nimmt man drei Jahre Mutterschutz oder Elternzeit? Bezieht man derweilen Arbeitslosengeld? Möchte man sein Kind den ganzen Tag in Betreuung lassen oder wie kann man das nebeneinander sortieren? Und schließlich stellt sich natürlich die Frage nach dem Geld.

„Da bleibt ein gewisses Risiko", wendet Erik, 25, ein. Im Februar kommt sein erstes Kind zur Welt. Er weiß: Ein Kind ist teuer und ohne staatliche Unterstützung für einen Studenten nicht zu schultern. Man könnte das eine Einsicht aus einem beachtlichen Marathon durch Anträge, Stiftungsbewerbungen und Bedarfsprüfungen nennen: Unterstützung gibt es. Allerdings müsse man sich dafür bewegen, „nackig machen" und hinterher sein. Zahlreiche Anträge und Bestätigungen sind erforderlich: Erstausstattungsantrag, Anerkennung der Vaterschaft, geteiltes Sorgerecht, Kinder-, Eltern- und Wohngeld, die Suche nach einer Hebamme, einem Krankenhaus und schließlich dem Betreuungsplatz. Das bedarf einigen organisatorischen Geschickes.

> „Man tut eben, was man kann; der Rest muss auch mal warten"

Auch die alleinerziehende Laura würde sich für die Handhabe dieser Formalitäten eine zentrale Verwaltung wünschen, anstatt jedes Jahr eine Vielzahl von Anträgen bei einer Vielzahl von Anlaufstellen einreichen zu müssen.

Nichtsdestoweniger ist Erik überzeugt, dass gerade am Studienende Familiengründung gut in sein Leben und das seiner Freundin passt. Besonders mit der Unterstützung eines Partners kann man sich Aufgaben gut teilen und Tagesabläufe koordinieren. Und er gibt zu bedenken, dass er unter keinen anderen Umständen so viel und oft an seinem Kind, dessen Großwerden und Aufwachsen teilhaben kann wie nun, da er nur wenige Kurse in der Woche besuchen muss, finanziell unterstützt wird und selbst noch sehr jung ist.

Auch Laura weigert sich, sich als eingeschränkt zu beschreiben. „Natürlich gibt es immer Punkte, bei denen man weniger flexibel und spontan sein kann." Man sei eben an ein starkes privates Netzwerk gebunden. Wenn man sich auf ein solches verlassen kann, sind viele Probleme gut zu bewältigen. Auch müsse man sich von jedem Anspruch auf Perfektion gnadenlos verabschieden. Man tut eben, was man kann; der Rest muss auch mal warten oder eben die Präsenz eines Kinderwagens und zerliebter Kuscheltiere im Café oder im Hörsaal ertragen.

Studieren ist eine Herausforderung; Kinder großzuziehen auch. Die Kombination dessen kann dem einen wahnsinnig scheinen, dem anderen hervorragend kompatibel. Dass es aber möglich ist, beweisen täglich Heidelberger Mütter und Väter, die ausdauernd zwischen Spiel- und Studierzimmer oszillieren.

Und all die schönen Pläne, Anschlusstermine und Notizen, die sich bedrängen lassen müssen, kranken und plötzlich ganz andere werden – nun – die werden schon damit klarkommen.

Feiern auf Zimmerlautstärke

Wenn es um Mietrecht geht, herrscht weit verbreitete Unsicherheit. Der *ruprecht* beantwortet die wichtigsten Fragen

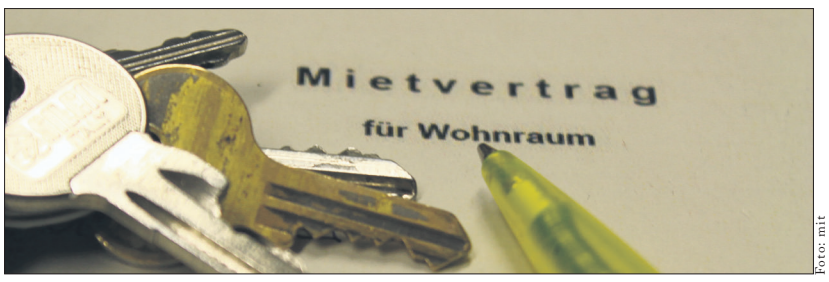


Foto: mit

Mieter und Vermieter – ein scheinbar ewiger Zwist. Viele geraten im Laufe ihres Leben an unbequeme Hauseigentümer. Oft ist die Situation verfahren, auch weil für viele das deutsche Mietrecht ein Buch mit sieben Siegeln zu sein scheint. Wer darf was, welche Rechte haben Mieter und welchen Pflichten müssen Vermieter nachkommen? Christopher Nestor vom Heidelberger Mieterverein beantwort die wichtigsten Fragen.

Darf mein Vermieter mit einem Zweitschlüssel die Wohnung betreten, wenn ich nicht zu Hause bin?

Der Vermieter muss einen Besuch oder eine Besichtigung der Wohnung anmelden (und vereinbaren) und dabei einen triftigen Grund benennen, den man gegebenenfalls überprüfen lässt. Allerhöchstens einmal im Jahr kann er zur allgemeinen Überprüfung des Zustandes der Wohnung diese – natürlich nach Anmeldung – besichtigen.

Wer muss für Reparaturen am Haus oder in der Wohnung zahlen: der Vermieter oder der Mieter?

Der Vermieter hat eine gesetzliche Instandhaltungspflicht. Eine wirksame „Kleinreparaturklausel" kann zur Kostenübernahme kleiner Reparaturrechnungen – nicht Anteilen – führen.

Viele Mieter machen sich Sorgen, der Vermieter könnte Eigenbedarf anmelden. Wie einfach ist das tatsächlich?

Eine Kündigung ist bei berechtigtem Eigenbedarf möglich, der aber nachvollziehbar dargelegt sein muss. Einfach nur „Eigenbedarf" in eine Kündigung zu schreiben, reicht nicht aus. Wenn der Verdacht besteht, es könnte eine „Retourkutsche" bei etwaigen Streitigkeiten mit dem Vermieter sein, sollte man sich unbedingt beraten lassen.

Dürfen minderjährige Studenten selbst einen Mietvertrag unterschreiben, oder müssen dies die Eltern tun?

Das dürfen sie schon. Erst einmal ist eine Unterschrift der Eltern nicht nötig. Im Falle von späteren Streitigkeiten mit dem Vermieter können die Eltern bestätigen, dass sie mit dem Mietvertrag einverstanden waren. Es ist natürlich sinnvoll, wenn die Eltern von Anfang an „hinter" dem Mietvertrag stehen. Wenn der Vermieter es ausdrücklich verlangt, sollten sie unterschreiben.

Dürfen Vermieter laute, feiernde Mieter „sanktionieren"?

Ein „Recht auf Feiern" gibt es nicht. Auch für studierende Mieter gelten Ruhezeiten. Ab 22 Uhr bis 7 Uhr an Werktagen und an Sonn- und Feiertagen muss die „Zimmerlautstärke" eingehalten werden, wenn es jemanden stört. **(kap)**



Richtig reagieren bei Gefahr

Das Selbstverteidigungssystem Krav Maga hilft bei gewaltsamen Übergriffen intuitiv zu handeln

Eine Situation, wie sie oft passieren kann: Man war abends mit Freunden gesellig in der Kneipe. Leider muss man früher nach Hause. Der Weg ist nicht weit und gut bekannt, so macht man sich gemütlich zu Fuß auf den Weg. Es ist spät, die Straßen sind leer. Plötzlich und wie aus dem Nichts stürmen zwei Männer aus einer Seitengasse. Ein Schlag in den Bauch, mehrere ins Gesicht. Man ist überrumpelt, geht schnell zu Boden und muss dann auch noch Fußtritte einstecken. Die beiden Täter nehmen sich alles Wertvolle. Mit Schmerzen, ohne Wertsachen und der Würde beraubt wird man alleine auf dem Boden zurückgelassen.

Um solchen Situationen vorzubeugen, oder sie zumindest so glimpflich wie nur möglich ablaufen zu lassen, sollte man vorbereitet sein. Das Selbstverteidigungssystem „Krav Maga“ eignet sich dazu besonders gut, da es den Schwerpunkt auf alltägliche Situationen legt.

Im Rohrbacher Industriegebiet befindet sich das Boxgymnasium. In der „Schule“ für Kampf- und Selbstverteidigungskurse kann man unter Anderem auch Krav Maga lernen. An einem Donnerstagabend ist die Trainingshalle gut gefüllt. Der Boden ist mit Matten ausgelegt. Am Rand hängen Reihen von Boxsäcken. Die Wände sind mit Spiegeln und Gürteln tapeziert, die als Trophäen bei Wettkämpfen erstritten wurden. Gerade finden hier mehrere Kurse gleichzeitig statt. Laute Musik stachelt zu körperlichen Höchstleistungen an.

Pünktlich um Acht beginnt unser Kurs. Zum Aufwärmen laufen wir durcheinander. Dabei deuten wir Schläge an, vor denen sich das jeweilige Opfer möglichst zu schützen versucht. So bleibt der Körper angespannt. Zwischendurch gibt es mehrere Durchgänge Sit-ups, Liegestützen und Ähnliches. Anfänger sind so bald völlig erschöpft. Aber es hilft nichts: Im Ernstfall „kann man den Täter auch nicht um eine Pause bitten“, so Michael Linak, der Trainer des Kurses. Also geht es weiter mit spezifischen Übungseinheiten.

Entwickelt aus einer Mischung von Boxen und Ringen, hat Krav Maga seinen Ursprung in der israelischen



Armee, in der es noch heute zur Ausbildung gehört. Die Techniken orientieren sich eng an den natürlichen Schutzreflexen des Menschen. So vereinfacht Linak: „Wenn man beim Handball bei einem plötzlichen Wurf auf den Kopf die Hände blitzschnell vor das Gesicht hält, hat man quasi die erste Krav Maga Technik erlernt.“ Das wird auch im Training deutlich: So sind die meisten Übungen vom Knie-Hieb in den Unterleib des Angreifers bis hin zum Hämmern mit der geschlossenen Faust auf dessen Kopf leicht verständlich und intuitiv durchführbar.

Dass der ein oder andere Schlag auch mal etwas mehr weh tut, lässt sich so nicht vermeiden. Zimperlich sollte man jedenfalls nicht sein, wenn man Krav Maga lernen möchte. Die Techniken sind nicht selten ruppig



oder sogar brutal. Aber gerade deshalb eignen sie sich, um im Ernstfall richtig zu reagieren, wenn man es mit einem wirklich brutalen Angreifer zu tun hat.

Einziges Ziel des Selbstverteidigungssystems ist es, sich schnellstmöglich der vom Angreifer aufgezwungenen Kampfhandlung zu entziehen und ihn dabei ausreichend zu schwächen, um Raum für eine Flucht zu haben. Unmittelbar, nachdem man sich vom Angreifer gelöst hat, erfolgt das „Scanning the Area“: Dazu gehört, sich allgemein zu orientieren und nach weiteren Angreifern und potenziellen Fluchtwegen Ausschau zu halten. Das Umschauen und Andeuten der Flucht ist essenzieller Teil einer jeden Übung. Besonders heutzutage, da viele Menschen während des Gehens in ihr Smartphone vertieft sind, hat diese Technik (das „Scanning the Area“) Relevanz. Das schlichte Gewahrsein darüber, „ob es fünf oder zehn Meter bis zur nächsten Mauer sind“, können im Ernstfall entscheidend sein, so Linak.



Fotos: jab

„Hier tut es besonders weh“ – Trainer Linak erklärt, wie man sich im Nahkampf am effektivsten befreit

Wichtig ist dem Trainer auch, eine möglichst realistische Trainingssituation zu erzeugen. Physisch und psychisch sollen die Kursteilnehmer sich der Ernstsituation so nah wie möglich fühlen. So wird der Puls durch kontinuierliche Kraftübungen hoch gehalten. Auch Situation mit mehreren Angreifern, die bedrohlich über einem stehen, während man hilflos am Boden liegt, dienen dabei, ein authentisches Gefühl der Gefahrensituation zu bekommen.

Die Kursteilnehmer kommen nicht nur aus Heidelberg: Bis zu 35 km legen manche auf dem Weg zum Training zurück. Grund könnte sein, dass der Kurs im Boxgymnasium von der International Krav Maga Federation (IKMF) angeboten wird, dem Verband, der ursprünglich aus Israel nach Deutschland geschwappt ist. Neben dem IKMF gibt es in Deutschland noch viele andere Verbände, die verschiedene Strömungen repräsentieren. Manche von ihnen behaupten zwar „Krav Maga zu machen, würfeln aber de facto ihr eigenes System zusammen und haben gar keine Wurzel mehr nach Israel“, meint Linak.

Krav Maga ist kein Kampfsport. Es gibt weder Wettkämpfe noch Punktesystem, keine Techniken die auf Schönheit getrimmt sind. Dafür eine breite Palette an Taktiken, die den verschiedensten Gefahrensituationen entsprechen. „Wie verhält man sich in beengten Räumen, im Auto, bei mehreren Angreifern, oder welche Alternativen gibt es zum Nahkampf: Kann man den Angreifer vielleicht mit etwas bewerfen, um somit sofort flüchten zu können?“ Das sind die Fragestellungen, die man im Training behandelt. So hilft einem die Ausbildung im Selbstverteidigungssystem, sich in Gefahrensituationen, wie beispielsweise bei einem Überfall auf dem Heimweg, intuitiv richtig zu reagieren. Eine gewisse Schmerztoleranz und die Bereitschaft an seine physischen Leistungsgrenzen zu gehen, sollte man jedoch mitbringen. **(jab)**

Flucht aus dem Mikrokosmos

Die Hochschulgruppe delta-Philosophie hat das Ziel, interdisziplinär zu diskutieren. Dazu haben die Studenten ihren Verein einem radikalen Wandel unterzogen

„Total reflektiert und überhaupt nicht dogmatisch, also gut!“ Einen Satz wie diesen kann man am Abend des delta-Treffens des Öfteren hören. Etwa 15 Studenten, vorwiegend aus den Geisteswissenschaften, treffen sich in der delta-Philosophie-Gruppe mit dem Ziel, einen interdisziplinären Dialog zu führen. Dazu werden neben den wöchentlichen Gesprächsrunden bei Wein und Keksen Vorträge, „Philm“-Vorstellungen (Film und Philosophie) und Lesekreise (aktuell zu Richard Rorty) organisiert.

Mit ihrem neuen Anspruch, einen interdisziplinären Dialog zu führen, hat die delta-Gruppe seit diesem Wintersemester einen deutlichen Wandel vollzogen. Der Kreis hat sich von seinem rein philosophischen Ansatz getrennt und nach außen geöffnet. Nicht nur Studenten aller Fachrichtungen, sondern auch Nicht-Studenten sind nun bei den Treffen des einst rein philosophischen Kreises willkommen. „Die Plattform ist komplett offen für alle Interessierte“, erklärt der Geschichtsstudent Tillmann Heise. Auf diese Weise wolle man sich von seinem studentischen Leben im „Mikrokosmos Universität“ entfernen, ohne auf intellektuelle Gespräche zu verzichten. Im interdisziplinären Dialog will delta eine Vermittlerrolle zwischen den Natur- und



Foto: mit

Den nächsten delta-Vortrag hält Kai Wortmann über Macht in Pornografie

Geisteswissenschaften, praktischer Politik und Philosophie einnehmen. Die Themenschwerpunkte reichen jetzt von regionalen Kunstprojekten über kritischen Feminismus bis hin zur Person Michael Jacksons. Zentral für die studentische Gruppe sei allein das Streitgespräch, das sich um die Themen entspinne. Dass wie selbstverständlich die Namen Rousseau, Kant oder Descartes durch den Raum fliegen, zeichnet die Diskussionskultur der delta-Gruppen noch immer aus. Schließlich ist die Hochschulgruppe schon vor sieben Jahren aus einem philosophischen Lesekreis hervorgegangen, der sich mit Lewis‘ Abhandlung über die Identität von Körper und Geist beschäftigt hat.

Auch in der Planung neuer Veranstaltungen wird daher so wenig Zeit wie möglich auf die Organisation verwendet. Stattdessen werden die Inhalte umrissen, „Selbstsubjektivierung“ definiert oder schon in der Planungsphase des neuen feministischen Arbeitskreises „Vulva“ gefragt: Was ist Macht? Und was hat Feminismus mit Kapitalismus zu tun?

Antworten auf diese Frage sollen auch die Veranstaltungen der Hochschulgruppe bieten. Einen ersten Erfolg hat das neue Konzept der delta-Gruppe mit ihrer Vortragsreihe zum Nahost-Konflikt erzielt. Der Vortrag „Wir erklären den Nahost-Konflikt“ war so gut besucht, dass für die vielen Gäste spontan ein größerer Vortragsraum gefunden werden musste. Die Philosophiestudentin Maria Waltmann erinnert sich außerdem an den Besuch des beeindruckenden Nachwuchsphilosophen Jonathan Krude, der für seinen delta-Vortrag über „die Wege zur nach Wahrheit und richtigem Handeln“, extra aus Cambridge angereist war. Mit der „Kunstküche“ sollen im kommenden Sommersemester Abendessen im öffentlichen Raum organisiert werden. Auch hier erhofft sich die Hochschulgruppe spannende Gespräche mit Künstlern über deren Ideen.

Dabei hatte noch vor einem Jahr die Existenz der studentischen Initiative selbst in den Sternen gestanden. Wie so oft bei Hochschulgruppen traf die Abwanderung von Altsemestern die delta-Gruppe schwer, und es fehlte der Nachwuchs aus jüngeren Semestern. Aber das Loch ist nun gestopft. Endlich bieten die Räumlichkeiten der „artes liberales universitas“ auch den angemessenen Rahmen für die delta-Treffen. Früher hätten diese in den WG-Zimmern stattgefunden, erinnert man sich. Ihre Gruppendynamik wollen die hitzigen Gesprächspartner der delta-Gruppe bald auf einer „delta-Klassenfahrt“ verstärken, die sie im besten Falle auf eine „einsame Hütte mit Ofenrohr im Schwarzwald“ verschlägt. **(mit)**



Stadt, Tunnel, Fluss

Seit 20 Jahren streitet Heidelberg über einen Neckartunnel. Nun startet OB Würzner einen neuen Versuch

Heidelberg unter der Erde (III)

Keine Angst – ich habe bislang beinahe jedes von mir angepackte Projekt auch geschafft." Vollmundig war Eckart Würzner im Jahre 2006 in seine erste Amtszeit als Heidelberger Oberbürgermeister gestartet. Die Rede war von einem, wie er es einmal nannte, Heidelberger „Jahrhundertprojekt" – dem Neckartunnel.

Heidelberg und der Neckar: In natürlicher Harmonie könnten beide die romantische Provinz verkörpern. Wären da nicht diese leidigen Touristenbusse und Odenwaldfahrer, die das schöne Panorama zerstören. So scheint es ein nachvollziehbarer Gedanke: Weg mit dem Verkehr von der lauten Bundesstraße 37, lasst uns stattdessen in vollem Einklang mit dem Neckar leben! „Stadt am Fluss" heißt dieses Projekt, und seine Geschichte ist ein Paradestück verzagter Heidelberger Lokalpolitik.

Erstmals setzte es die CDU-Gemeinderatsfraktion Anfang der 90er Jahre auf die Tagesordnung. Aber erst Würzner schrieb sich die „Stadt am Fluss" im OB-Wahlkampf 2006 in sein Programm. Nach der Wahl schien die Lage günstig: Eine Gemeinderatsmehrheit unterstützte ihn, die dann 2008 auch einen Beschluss für das Projekt herbeiführte. Ein Architektenwettbewerb wurde ausgelobt, Bürger beteiligten sich und die Stadt suchte nach Geldgebern.

Anfang 2009 war es so weit: Ein Heidelberger Architektenbüro gewann die Ausschreibung, geplant war, den Durchgangsverkehr von der Theodor-Heuss-Brücke bis zum Karlstor unterirdisch verlaufen zu lassen. Über der Erde sollte es eine Flaniermeile mit Cafés und Terrassen geben. Mit großzügiger Förderung durch Bund und Land wurden die Kosten auf 180 Millionen Euro veranschlagt. Geplante Fertigstellung:



Foto: Stadt Heidelberg

Es könnte doch so schön sein! Abendliches Flanieren am Neckar, hier aus dem Siegerentwurf des Architektenwettbewerbes 2009

2018. Doch das Jahr 2009 sah bereits dunkle Wolken über den Neckar aufziehen: bei der Gemeinderatswahl verloren die bürgerlichen Parteien ihre Mehrheit, ein Jahr später meldete das Regierungspräsidium in Karlsruhe Bedenken an, der Tunnel sei zu teuer. Im Frühjahr 2011 stellte die neu gewählte grün-rote Landesregierung die finanzielle Beteiligung des Landes ein. Das Heidelberger Jahrhundertprojekt war gescheitert.

So war es lange ruhig geworden um die „Stadt am Fluss", bis Eckart Würzner es erneut im letztjährigen OB-Wahlkampf aufnahm. Wenige Monate nach der Wahl ist er davon nicht abgerückt: „Ich halte ‚Stadt am Fluss' für eine essentielle Stadtentwicklungsmaßnahme, den Neckar für Alt und Jung wieder stärker erleb- und erfahrbar zu machen", teilt er dem *ruprecht* mit. Eine komplette Untertunnelung sei vom Tisch, möglicherweise könne aber „ein nicht ganz so langer Tunnel tatsächlich eine Lösung" sein. Konkreter will er noch nicht werden. Denn auch der OB hat dazugelernt: „Wir wollen die Bürgerinnen und Bürger nach ihren Ideen befragen."

Mit dem Einvernehmen der Heidelberger Bürger hätte Würzner einen Partner mehr auf seiner Seite. Denn im Gemeinderat stößt sein Vorschlag auf wenig Gegenliebe: Die Grünen lehnen, wie auch schon vor Jahren, einen Tunnel ab, auch in einer verkürzten Variante. Ihr Verkehrsexperte Christoph Rothfuß sieht die Zeit gekommen, „kleine Lösungen" anzugehen, wie alternative Querungsmöglichkeiten der B37 oder ein Tempolimit. Die SPD möchte die Stadt zwar auch an den Fluss holen und die Uferzonen zwischen Alter Brücke und Neuenheimer Feld „zu einer durchgehenden Promenade ausbauen". Aber alles ganz ohne Tunnel. Allein die Fraktion „Die Heidelberger" zählt zu den treuen Tunnel-Freunden. Fraktionsvorsitzender Wolfgang Lachenauer macht aber deutlich: „Eine Neuauflage kann eigentlich nur die alten Pläne wieder aufnehmen, ein verkürzter Tunnel ist nicht sinnvoll." Die CDU-Fraktion reagierte nicht auf eine Anfrage; sucht sie etwa noch nach Alternativen unterhalb des Schlosses?

Dass Wolfgang Gallfuß, eine Wiederauflage des Tunnels ablehnt, war zu erwarten. Schließlich gründete er 2009 die „Bürgerinitiative KnUT – Stadt am Fluss ohne Tunnel" mit. Für ihn ist der Tunnel mehr ein städtebauliches Projekt mit hohem Stadtmarketingwert, als weniger ein Projekt mit einem Effekt zur Verkehrsreduzierung. Das Konzept „Stadt am Fluss light", ohne Tunnel, dafür mit besseren Zugänglichkeit des Neckars könne er sich vorstellen, wenn damit kein weiterer „Rummelplatz" zum Nachteil der Altstadtbevölkerung entstehe. „Wenn der OB ein schlüssiges Konzept vorlegt, hätte da niemand was dagegen," so Gallfuß.

Damit könnte es nun schneller gehen als gedacht: Nach den Haushaltsberatungen im Frühjahr will Würzner mit den Bürgern in einen „intensiven Dialog" treten. **(mgr)**

Heidelberger Notizen



Foto: Philipp Rothe

Wir für Flüchtlinge – Ab Mitte Februar startet ein neues Betreuungsprogramm von engagierten Freiwilligen für junge Flüchtlinge. Das Projekt „Wir für Flüchtlinge" soll den jungen Heranwachsenden die Einbindung in den Alltag erleichtern und sprachliche Barrieren in den Hintergrund rücken. Männliche Mentoren werden noch gesucht. Interessierte können sich unter „info@wirfuerfluechtlinge.de" melden. **(aig)**

Grünes Licht für Kino – Gute Nachrichten für die Heidelberger Kinoliebhaber: In der Gemeinderatssitzung am 18. Dezember wurde der Durchführungsplan für das neue Bahnstadt-Kino einstimmig beschlossen. Jochen Englert, der Vorhabensträger, kann damit 2015 mit dem Bau des Kinokomplexes an der Eppelheimer Straße beginnen. Der „Luxor Filmpalast Heidelberg" soll in 14 Sälen Platz für bis zu 1800 Besucher bieten und mit modernster Technik ausgestattet werden. Die Bauzeit wird auf 12 bis 15 Monate eingeschätzt. **(fha)**

Ehekrise abgewendet? – Der Klage der Universität Heidelberg gegen die Straßenbahn-Baupläne im Neuenheimer Feld wurde vom Oberverwaltungsgericht Baden-Württemberg stattgegeben. Das Gericht verhängte einen Baustopp. OB Eckart Würzner ist jedoch optimistisch, noch 2015 mit dem Bau der Bahnstrecken beginnen zu können. Auch Rektor Bernhard Eitel sieht Potenzial in den Verhandlungen mit dem neuen Gemeinderat. **(kap)**

Merianstraße – Zwischen Jesuitenkirche und Uni-Platz finden seit Juli Renovierungsarbeiten am „Haus der Begegnung" statt. Nach einigen Jahren Leerstand investiert die Pfälzer Katholische Kirchenschaffnei rund sieben Millionen Euro in den Umbau. Ab 2016 soll dort neben dem Widereinzug des Citypastorals, des Bildungszentrums und der Ehe-, Familien- und Lebensberatung eine Studierenden-Wohngemeinschaft eröffnet werden. **(chd)**

Ballermann-Zustände kein SWR-Konstrukt

Leserbrief zu „Neue Sperrzeiten – Party ohne Ende" aus Ausgabe 153

Die Aussagen des Heidelberger SPD-Stadtrats Mathias Michalski, dass die „Ballermann-Zustände" in der Heidelberger Altstadt ein „Konstrukt einer 2010 ausgestrahlten SWR-Dokumentation" seien, haben mich veranlasst diesen Brief zu schreiben. Aus eigener Erfahrung weiß ich dass dies weder ein Konstrukt noch eine Erfindung ist, weil ich selbst von 2009 bis 2012 in der Altstadt gewohnt habe. Es hat nichts mit einem Konstrukt zu tun, dass ich speziell in den Frühjahrs- und Sommermonaten nachts kaum einschlafen konnte. Ich hätte es, bevor ich dorthin gezogen bin nicht für möglich gehalten, zu welchen Lärmausbrüchen Menschen fähig sein können. Es hat nichts mit einem Konstrukt zu tun, dass ich speziell in den Frühjahrs- und Sommermonaten nachts kaum einschlafen konnte, weil auf der Straße ohne Rücksicht geschrien und gesungen wird – dass weder Polizei noch Ordnungsdienst es für nötig halten, etwas dagegen zu unternehmen, ist ein weiteres Problem, dass ich hier nicht weiter vertiefe. Man könnte mit einem gewissen Recht einräumen, dass ich selbst schuld bin, mitten in die Heidelberger Altstadt gezogen zu sein, wo doch alle Welt weiß, dass es dort viele Kneipen und ein aktives Nachtleben gibt. Der überbordende Lärm ist einer der Gründe, weshalb ich nach drei Jahren umgezogen bin und nun seit zweieinhalb Jahren nicht mehr in Heidelberg wohne.

Die Aussage von Herrn Michalski muss jedem Altstadtbewohner, der dem nächtlichen Geschrei ausgesetzt ist, wie Hohn vorkommen, da er sich nun gleichsam als Lügner abgestempelt sieht. In aller Deutlichkeit: Das unkontrollierte Gekreische und Gesinge, das sich in großer Regelmäßigkeit aufs Neue wiederholt, sind nichts Fiktives, sondern leider real. Möglicherweise ändert sich der Zustand tatsächlich, wenn die Öffnungszeiten verlängert werden, wie Herr Michalski meint, auch wenn ich das nicht glaube. Es ist jedoch nicht hinnehmbar, dass der Lärmzustand als Konstrukt heruntergespielt wird. Von Urinieren oder Erbrochenem spreche ich ja nicht einmal – auch das ist Heidelberger Alltag. Es rächt sich meistens, wenn man sich beim Verfolgen politischer Ziele der Unwahrheit bedient.

Sebastian Barth, Ladenburg

Unsere Adresse für eure Meinung: post@ruprecht.de. Leserbriefe spiegeln nicht die Meinung der Redaktion wider. Wir behalten uns vor, Einsendungen zu kürzen.

Neue Regeln, altes Spiel?

Nach dem Beschluss von kürzeren Sperrzeiten in Heidelberg ist neuer Streit vorprogrammiert

Der ewige Lärmstreit in der Heidelberger Altstadt geht durch die Abschaffung der Sperrzeiten in eine neue Runde. Der Gemeinderat beschloss in seiner Sitzung am 18. Dezember, dass Kneipen, Bars und Restaurants ab dem 1. Januar unter der Woche bis 3 Uhr und am Wochenende sogar bis 5 Uhr öffnen dürfen. Die Entscheidung für die Landesregelung fiel letztlich eindeutig mit 37 zu 12 Stimmen, wobei vor allem Gemeinderäte der Bunten Linken, Generation HD, Bündnis90/Die Grünen und der Grün-Alternativen Liste gegen die Neuregelung votierten. Die Politik erhofft sich durch die neuen Sperrzeiten ein Entzerren der Besucherströme und dass sich der Lärm von der Straße in die Kneipen verlagert. Tatsächlich blieb es in den letzten Wochen vergleichsweise ruhig. Polizeipressesprecher Norbert Schätzle bestätigte, dass zumindest kein Negativtrend zu erkennen sei. Er betonte aber auch, dass es für eine Zwischenbilanz noch viel zu früh sei, da die Wintermonate generell ruhiger verliefen.

Wirte befürchten in Zukunft vermehrt Klagen der Anwohner, die von Altstadtvereinen, wie der LindA finanziell unterstützt werden. Bis jetzt ist von den Altstadtbewohnern überraschend wenig zu hören – bei ihnen ist es aber wohl eher eine Schockstarre, als ein Winterschlaf zu sein. Die Stadt scheint sich mit der Landesregelung juristisch hinter die höchsten Mauern geflüchtet zu haben. Potenzielle Klagen gegen die Heidelberger Gastronomie können aber auch nicht im Interesse der Stadt sein, da sie über die Gewerbesteuer kräftig am Umsatz der Gastronomen mitverdient. Was die neuen Sperrzeiten letztlich bewirken, können erst die kommenden Sommermonate zeigen. Dann wird sicherlich auch wieder richtig gestritten. **(fha)**

outdoor
adventure
climbing
alpin
& more...
globetrotter
outfitter
Plöck 73 / 69117 HD / Tel. 06221-6734681
Mo. - Fr. 10-19 Uhr, Sa. 10-18 Uhr
pos@backpacking-united.com · www.Backpacking-United.com



Foto: mit

Zehntausend gegen Fremdenfeindlichkeit

Seit Monaten versammeln sich deutschlandweit tausende Bürger und demonstrieren gegen die in ihren Augen stattfindende Überfremdung Europas durch Zuwanderung und die wachsende Zahl an Flüchtlingen.

„Wir sind das Volk“, skandieren sie und meinen mutig zu sein, die Sorgen und Gedanken der schweigenden Mehrheit auszusprechen. Dass dem nicht so ist, sich weit mehr Menschen in Deutschland als Teil einer bunten, toleranten und weltoffenen Gesellschaft verstehen, konnte man am 12. Januar beobachten. In vielen deutschen Städten fanden Kundgebungen gegen Pegida statt. So auch in Heidelberg. „Für ein buntes Deutschland“, konnte man unter anderem auf Plakaten bei der Kundgebung in der Innenstadt lesen.

„Je Suis Charlie“-Schilder waren ebenfalls in der Menge zu sehen, eine Solidaritätsbekundung an die Opfer der Pariser Attentate. Auch zahlreiche Studenten befanden sich unter den Protestierenden, zum Kommen bewegt wurden viele durch ähnliche Gründe. „Ein Zeichen zu setzen für Toleranz und Weltoffenheit ist gerade jetzt wichtig, als Gegengewicht zu Pegida“, so begründete Nico seine Anwesenheit. Doch auch alltägliches Engagement ist wichtig, denn nur auf Demos herumzustehen bringe nichts, findet Svenja. **(das)**

Platz an der Sonne

Die Heidelberger Energiegenossenschaft gewinnt den deutschen Solarpreis

Ohne Strom geht heutzutage gar nichts mehr – kein Smartphone, kein Internet, keine Straßenbahn. Aber woher kommt eigentlich der Strom in Heidelberg? Neben den herkömmlichen Anbietern eröffnet sich eine regionale Alternative: Die Heidelberger Energiegenossenschaft (HEG).

Im Rahmen des Modellprojekts „Neue Heimat“ in Nußloch hat die HEG ein innovatives Konzept entwickelt, das die Investition in Solaranlagen und direkte Energieversorgung nicht nur Hauseigentümern, sondern auch den Mietern von Mehrfamilienhäusern ermöglicht. Dafür erhielt sie 2014 den Deutschen Solarpreis.

2010 entstand die Energiegenossenschaft als studentische Initiative und erwarb seitdem den Zuspruch von inzwischen über 240 Mitgliedern. Auch überregional konnten sich die Heidelberger einen Namen als innovative Genossenschaft machen. „Sie haben neue Wege aufgezeigt, die andere aufgrund fehlenden Know-Hows oder schlichtweg, weil es sehr mühsam ist, nicht gegangen sind“, betont etwa Tom Jost, Mitbegründer der Energiegenossenschaft in Gelsenkirchen.

In Pfaffengrund-Wieblingen treffen wir Nicolai Ferchl, der uns in den Räumlichkeiten der HEG empfängt. Ihm ist anzumerken, dass er sich bis ins kleinste Detail auskennt, schließlich beschäftigt er sich seit nunmehr fünf Jahren mit der Materie.

Als einer von vier engagierten Heidelberger Studenten, verwirklichte er die Idee einer nachhaltigen Energiegewinnung im Raum Heidelberg. Hauptmotivation ist der Gedanke, aus der Mitte der Gesellschaft die Energiewende voranzutreiben. Von einer bürgernahen Ausrichtung zeugt, so Ferchl, auch die Wahl der Gesellschaftsform. Eine Genossenschaft steht prinzipiell jedem offen, bietet ihren Mitgliedern gleichwertige Mitwirkungsrechte und ist regional verankert. Hinderlich sei derzeit aber die Einschränkung der Solarförderung im Rahmen des Erneuerbare-Energien-Gesetzes (EEG) von 2014. Die Energiewende werde von der Politik ausgebremst, so Ferchl.



Foto: Heidelberger Energiegenossenschaft

Fünf Solarprojekte hat die Heidelberger Energiegenossenschaft bisher umgesetzt

Photovoltaikanlagen zeichnen sich durch geringe Einstiegskosten aus, wohingegen andere Energiequellen aufwändiger zu erschließen und damit finanzstärkeren Unternehmen vorbehalten sind – was dezentralen Versorgungsstrukturen im Wege steht.

Tatsächlich ist die HEG ein Beispiel dafür, dass große Veränderungen ihren Ursprung im Kleinen nehmen, wachsen und letztlich auch Anregung zum Umdenken sein können. Mittlerweile baut die HEG nicht nur Solaranlagen, sondern bietet auch einen eigenen Ökostromtarif an. Der Einsatz für Nachhaltigkeit und Dezentralisierung der Energieversorgung liegt letztlich nicht allein in den Händen der Politik, sondern auch bei jedem Einzelnen. **(ost, val)**

Weitere Informationen unter:
www.heidelberger-energiegenossenschaft.de

Heidelberger Historie

Im Bann des Terrors

In den frühen siebziger Jahren gerät Heidelberg ins Visier der RAF. Ihr Ziel ist das amerikanische Hauptquartier

An einem milden Frühlingsabend kommt der Terror nach Heidelberg. Es ist der 24. Mai 1972, abends um zehn nach sechs, als vor dem Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte fast zeitgleich zwei Autobomben detonieren. Drei amerikanische Soldaten sterben; Fünf weitere werden verletzt. Zwei Tage später bekennt sich die Rote-Armee-Fraktion zu dem Anschlag: Sie habe die Bomben gelegt – aus Protest gegen die „Verbrechen am vietnamesischen Volk“.

Heidelbergs Siebziger haben begonnen, und sie sind aufregend, unruhig und blutig. Dabei sieht es zunächst nicht danach aus: Die Studentenproteste der späten Sechziger sind abgeflaut, und im Juni 1970 löst sich der Sozialistische Studentenbund (SDS) in Heidelberg auf. Zurück bleibt eine Studentenschaft auf der Suche nach einer neuen politischen Heimat.

Aus den Trümmern des SDS entstehen bald neue Splittergruppen. Zu ihnen gehört das 1970 von einem Assistenzarzt der Psychatrischen Klinik ins Leben gerufene „Sozialistische Patientenkollektiv“ (SPK), das in der Gesellschaft die Ursache für psychische Erkrankungen sieht: Der Sturz dieser Ordnung sei die einzige mögliche Therapie, heißt es.

Nach nur gut einem Jahr steht das „Patientenkollektiv“ bereits im Verdacht, die RAF zu unterstützen. 1971 wird es aufgelöst, mehrere Mitglieder verhaftet. In seinen Räumen findet die Polizei Waffen und Sprengstoff. Tatsächlich sind es Gruppierungen wie das SPK, aus denen die RAF ihre Mitglieder rekrutiert.

Im Frühjahr 1972 startet die RAF ihre „Maioffensive“. Innerhalb von nur einem Monat verübt sie Bombenanschläge in fünf deutschen Städten. In Heidelberg ist das US-Hauptquartier Ziel des Angriffs. Platziert werden die beiden Bomben in Autos mit amerikanischen Kennzeichen – denn die werden bei der Einfahrt auf das Kasernengelände nicht kontrolliert.

Der Anschlagsserie folgt eine fieberhafte Suche nach den Tätern. Binnen weniger Wochen kann das BKA fast die gesamte Führungsriege der ersten RAF-Generation verhaften und vor Gericht bringen.

Der Terror aber geht weiter. Auch Heidelberg gerät noch einmal ins Visier der RAF: Im Herbst 1981 schlägt sie erneut zu.

Als am Morgen des 15. Septembers der Wagen des US-Generals Frederick Kroesen nahe der Karlstorschleuse vor einer roten Ampel hält, streift eine Granate das Auto. Eine zweite saust in den Neckar. Während zwischen Terroristen und US-Sicherheitsleuten ein Feuergefecht entbrennt, rast Kroesens Fahrer davon.

Wenige Monate später werden die Täter gefasst: Brigitte Mohnhaupt und Christian Klar, führende Mitglieder der zweiten RAF-Generation. Schon Tage vor dem Anschlag hatten sie im Wald gezeltet und schließlich mit einer Panzerfaust das Feuer eröffnet.

Ihren Zenit hat die RAF da längst überschritten, ihren Rückhalt bei Studenten verloren. So bleibt von ihr schließlich auch in Heidelberg nur die Erinnerung an drei Tote und einige Wochen voller Angst. (mab)

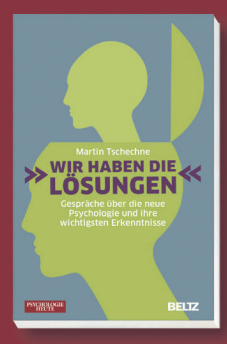
Psychologie Heute
Studentenabo

+ Buch als Begrüßungsgeschenk
+ 12 Hefte jährlich
+ Kostenfreier Archivzugang und App-Nutzung
+ Nur € 66,90 (statt € 82,80)

DAS BEWEGT MICH!
PSYCHOLOGIE HEUTE



WWW.PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE



Jetzt abonnieren und Geschenk sichern!

Tschechne (Hrsg.):
»Wir haben die Lösungen«
265 Seiten
Broschiert

Vierzehn der renommiertesten und innovativsten deutschen Psychologen erklären im Gespräch mit Psychologie Heute ihre Forschung und ihr Menschenbild. Und sie geben Auskunft darüber, wie Psychologie unser aller Leben verändern und beeinflussen wird.

WWW.ABO-PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE

„Heldenpause“ heißt die neue Entspannungslimonade aus Heidelberg. Sie soll zur Erholung im Alltagsstress beitragen *Von Christina Deinsberger*



Foto: Robin Schimko

Zeit zu verschnaufen

Getränkeproduktion und Heidelberg gehen schon eine Weile Hand in Hand, wenn auch zum Teil eher fragwürdige Wege. Zeichnet sich doch der in Eppelheim gegründete Großkonzern Wild für die von Kindern geliebte, von fürsorglichen Eltern gehasste Capri-Sonne verantwortlich – den Gewinner des Negativ-Preises „Goldener Windbeutel“ 2013 für besonders dreiste Werbung.

Nun erobert ein neues Getränk von Heidelberg aus den Markt: „Heldenpause“ ist eine Limonade aus Birnen, Trauben und verschiedenen Kräuterextrakten. Hinter der gleichnamigen Produktionsfirma stecken drei eingesessene Heidelberger, die vorhaben, durch Limonade „der Leistungsgesellschaft ihre Grenzen aufzuzeigen“ – ein etwas hochtrabendes Unterfangen, möchte man meinen. Doch verkaufen Martin, Danilo und René dieses Ziel mit einem verschmitzten Augenzwinkern. Eigentlich wollen sie schlicht dem unstillbaren Drang, stets mehr zu leisten, einen kleinen Dämpfer, eine entspannende Pause verpassen. „Wir kennen das selbst, wenn man bis zur Haarspitze in Arbeit vergraben ist und sich trotzdem zu mehr Leistung genötigt sieht“, erzählt Danilo, ehemaliger Bildredakteur und nun Verantwortlicher für den Vertrieb. Bewusstes Pausieren könne solche Momente entschleunigen. Außerdem wird den verwendeten Kräutern – Melisse, Passionsblume und Hopfen – eine entspannende Wirkung nachgesagt.

Gerade mit dem Entschleunigungsgedanken knüpfen die Macher an das zunehmend verbreitete Slow-Food-Konzept an, das sich für bewusstere und genussvollere Ernährung aus regionalen Angeboten ausspricht. „Politisch betrachtet ist es ein Protestgetränk“, ergänzt Martin. Er ist als Designer neben dem Artwork auch für Marketing und Finanzen zuständig.

Soweit zur Pause – aber wieso Helden? Gemeint sind Alltagshelden. „Wir alle tun viel jeden Tag, egal wie groß oder sozial wertgeschätzt die Leistung sein mag. Das macht uns zu Helden“, erklärt Danilo. Zwei Beispiele für solche Helden sind auf dem Etikett der Flaschen zu sehen. Eine Frau und ein Mann sitzen auf einer Mauer, die Augen geschlossen. Die linke Hand der Frau hält eine Wolke an einer Schnur wie einen Luftballon. Martin hat diese Zeichnung entworfen und sich dabei eine kleine Geschichte zu den Figuren erdacht. Die junge Frau heißt Linda und arbeitet als Krankenschwester 23 Überstunden im Monat. Der Mann mit dem Vollbart ist Max, Mediengestalter auf Abruf. Aus der Reihe gibt es inzwischen ein paar weitere Helden, die es bislang jedoch auf kein Flaschenetikett geschafft haben. Das Artwork ist liebevoll gestaltet, soll aber nicht nur als „Hipster-Faktor“ die Verkaufszahlen in die Höhe treiben, sondern eben jene Geschichte erzählen und sich somit von anderen Trendgetränken abgrenzen. „Ein gutes Design alleine verkauft keine Flasche. Genauso wenig reicht es, wenn nur das Getränk gut ist oder die Geschichte. Alle drei Komponenten müssen zusammenpassen“, erklärt René.

Der Anstoß, der zur Geburt der Heldenpause führte, kam von Martin. Bei der Arbeit am Design für ein Energy-Getränk bemerkte er, dass weder das Produkt sonderlich genießbar war, noch befand er es für notwendig, die Welt mit einem weiteren Power-Drink zu überlasten. Abends in der Kneipe erzählte er seinen Kumpels Danilo und René davon. In Stammtischlaune solidarisierten sie sich und es erwuchs die Idee, ein Gegenstück zum aufputschenden Kaffee am Morgen, eine alkoholfreie Alternative zum Bier in der Kneipe zu entwerfen. Als sie der Gedanke auch in den folgenden Tagen noch umtrieb, konkretisierten die drei ihr Vorhaben. Sie gründeten ein Start-Up und engagierten eine Lebensmittelchemikerin. Knapp ein Jahr dauerte es, bis Rezeptur und Design ausgearbeitet, Geschäftskontakte geknüpft waren und sie am 10. April 2014 endlich die fertigen Flaschen in den Händen hielten. „Im Café am Römerkreis lagen wir in Liegestühlen und knackten gemeinsam mit Freunden, Bekannten und Fremden die ersten Flaschen Heldenpause“, berichten sie. Die erste Abfüllung umfasste 8000 Flaschen und sollte austesten, wie der Markt das Produkt annähme.

Bei der mittlerweile dritten Abfüllung liegt die Anzahl bei 56000 Flaschen. In der Region um Heidelberg und Mannheim vertreiben rund 40 Gastronomiebetriebe die Heldenpause. Vereinzelt ist sie auch in Großstädten wie Frankfurt, Hamburg oder Berlin zu finden. Zwar werden in Deutschland jährlich etwa 90 neue Limonaden auf den Markt geworfen, aber eine Entspannungs-Limo gab es in ganz Europa noch nicht.

Dass ausgerechnet Heidelberg Standort der Heldenpause ist, verdankt es nicht allein der Tatsache, dass alle drei Gründer schon lange und gerne hier leben und arbeiten. Sie verlagern gezielt die Produktion in die Region, um nicht auf kurzlebige Trends zu setzen, die in Städten wie Leipzig oder Berlin ständig aufflammen, aber auch schnell wieder vergehen. Denn Schnelllebigkeit würde dem Grundgedanken klar widersprechen. Der rote Schriftzug „Mit Liebe aus Heidelberg“ ziert die Plakate und Werbeträger.

Entgegen typischer Start-Up-Manier speist sich die Finanzierung nicht aus Krediten, sondern aus eigenen Ersparnissen. Zusätzlich zu der Arbeit auf dem Limonadenmarkt sind alle noch in ihren alten Berufen tätig. Das soll sich aber ändern: „Im nächsten Jahr sollte sich die Finanzierung langsam ausgleichen. Momentan produzieren wir noch in so geringer Auflage, dass wir Mindermengenzuschläge bezahlen müssen“, erklärt René, der die Organisation der Abfüllung führt und das Marketing mitgestaltet.

Entsprechend hoch stecken die Helden ihre Ziele: Die jährlichen Verkaufszahlen sollen auf siebenstellige Beträge steigen. Zusätzlich tüfteln sie an neuen Geschmacksrichtungen. Und schließlich fasst Martin die Zukunftspläne zusammen: „Wir wollen das Leben mit Limonade ein bisschen entspannter machen. Im nächsten Jahr deutschlandweit, dann möglicherweise in Europa. Das Universum heben wir uns für später auf.“

Ausgeschenkt

Mehr als nur Koffein

Das Florian Steiner Café röstet Bohnen nach eigenem Rezept. Ein Erlebnis für die Sinne

Für Cafébesitzer Florian Steiner (38) ist es der Geschmack, der zählt. Seit 2008 verkauft er Kaffee nach eigenem Röstkonzept — schon nach zwei Jahren ist die Nachfrage so groß, dass er seine ursprüngliche Rösterei in Neuenheim zu einem Kaffeehaus erweitert.

Besonders das Konzept der Manufaktur überzeugt: Vier Kaffee- und sechs Espresso-Arten zeichnen sich durch fairen Handel und genaue Rückverfolgung des Imports aus.


Foto: privat

Ein großer Teil der Bohnen werden aus Afrika oder Südamerika geliefert — das Endprodukt kann dann ein sogenannter „single origin“ oder eine Mischung aus unterschiedlichen Kaffeeregionen sein. „Steiners Café Crème“, eine Eigenkreation des Hauses, ist eine Variation aus brasilianischen, kenianischen und äthiopischen Kaffeebohnen, die sich 2009 bei der deutschen Röstmeisterschaft in Frankfurt als Sieger durchgesetzt hat. Zwar kein Preisträger, aber ein Dauerrenner im Café ist die Espresso Art „Enzo“, die ebenfalls eine Mischung aus verschiedenen Kaffeebohnen ist.

Bei so gutem Kaffee könnte die passende Kuchenkombination schnell zur Nebensache werden. Doch dank außergewöhnlichen Aromen wie Aprikose-Lavendel oder Orange-Ingwer, ist die Neugierde zu groß, um sich von der Konfiserie-Theke fern halten zu können. Der Platz für zwölf Kuchenkreationen, die täglich frisch aus Mannheim geliefert werden, ist jedoch erst mit dem Ausbau des Cafés und der Auslagerung der Röstmaschinen entstanden. Ende Februar sollen diese nun endlich ein eigenes Zuhause in der Altstadt bekommen: Mit der „Florian Steiner Kaffeerösterei“ wird aber nicht nur eine weitere Verkaufsstelle eingerichtet — vor Ort darf jeder Kunde verschiedene Kaffeesorten testen und sogar bei der Entstehung des Koffeingetränkes zuschauen.

Die handgemachte Qualität hat jedoch seinen Preis. Ein Kilogramm geröstete Kaffeebohnen entsprechen dem studentischen Budget von ungefähr dreißig Koffeinschüben aus der Mensa. Wer sich also sparsam und langfristig vom wässrigen Filterkaffee verabschieden möchte, kann im Florian Steiner Café den Barista-Crashkurs für Anfänger besuchen. Innerhalb von drei Stunden werden den Teilnehmern alle Kniffe und Tricks für die Zubereitung eines guten Kaffees mit cremigen Milchschaum beigebracht - eine Investition für den Geschmack. **(aig)**

Preisliste

Espresso “Enzo”	1,90 €
Steiner’s Café Crème	2,40 €
Kuchen	3,90 €
1 kg Kaffeebohnen	27,90 €
Barista Crashkurs	60,00 €

Neuenheim
Lutherstraße 28

Öffnungszeiten:
Montag bis Samstag 8–18.30 Uhr
Sonntag 10–18.30 Uhr

Appgefahren

VRN startet neues e-Ticket in Heidelberg

Der Verkehrsverbund Rhein Neckar hat zum 1. Januar 2015 eine neue Art von elektronischem Ticket in Heidelberg eingeführt: der sogenannte „eTarif“. Diese ermöglicht es Besitzern eines Smartphones, von nun an den Preis für ihre Fahrt nach der Luftlinienentfernung zwischen Ausgangs- und Endhaltestelle berechnen zu lassen. Das von der Stadt geförderte Pilotprojekt sei bundesweit einzigartig.

Bei einem Grundpreis von 1 Euro und 20 Cent pro angefangenen Kilometer liegt der Fahrpreis für die meisten Strecken innerhalb Heidelbergs unter dem eines Einzelfahrscheines von 2,40 Euro. So zahlt man vom Heidelberger Hauptbahnhof bis zum Bismarckplatz 1,40 Euro. Damit reagiere man laut Bernd Stadel, dem Ersten Bürgermeister der Stadt Heidelberg, auf die Tatsache, dass die bisherige Tarifierung gerade für kurze Strecken als „wenig leistungsgerecht empfunden wurden.“

„Schon jetzt zeichnet sich ein deutliches Interesse am eTarif ab“, so Rüdiger Schmidt, Geschäftsführer des VRN. Wie der eTarif aber genau genutzt wird, solle über drei Jahren intensiv beobachtet werden.

Um den neuen „eTarif Heidelberg“ zu nutzen sind die App „Touch&Travel“ und ein Benutzerkonto notwendig. Vor der Fahrt loggt der Nutzer sich in der App ein, woraufhin in regelmäßigen Abständen Standortbestimmungen des Handys durchgeführt werden. Die Fahrtpreise werden monatlich vom Konto des Nutzers abgebucht. Der Tarif gilt für alle Busse, Straßenbahnen und S-Bahnen innerhalb der Großwabe Heidelberg und einige angrenzende Haltestellen im Nordosten der Stadt. Endet die Fahrt außerhalb dieses Gebiets wird automatisch der reguläre VRN-Ticketpreis abgebucht.

Das Projekt wird von der Stadt Heidelberg mit bis zu 92000 Euro für den Initialaufwand und mögliche finanzielle Verluste durch Mindereinnahmen unterstützt. Schmidt rechnet jedoch in der Tat mit Mindereinnahmen. Auf die Kritik, dass von dem neuen Ticket nur Besitzer von Smartphones profitieren, entgegnete er außerdem, dass andere Kurzstreckentickets „noch nicht vom Tisch“ seien. Die Umsetzung dieser aber sei aber sehr kostspielig, da herkömmliche Fahrscheine durch günstigere ersetzt würden.

Noch ist also unklar, ob das System auf das gesamte Gebiet des VRN ausgeweitet werden wird. „Das hängt von den Erfahrungen ab, die wir hier in Heidelberg machen“, sagte Schmidt, „da sind nicht nur wir gespannt, da schauen auch die anderen Verkehrsverbünde auf uns.“ **(hnb)**

Tempel der Pflanzenjäger

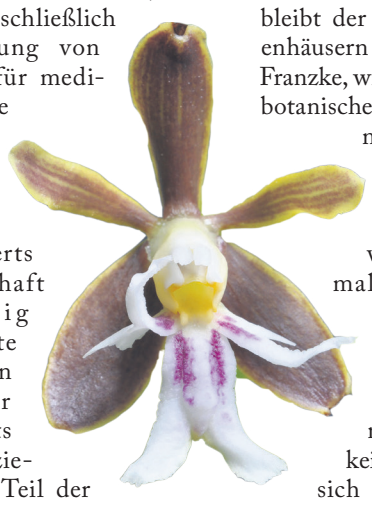


Foto: David Pfeifer

Der botanische Garten in Heidelberg feiert sein 100-jähriges Bestehen. Ein Besuch

An einem ungemütlichen Nachmittag im Januar ziehen dicke Wolken am Himmel vorbei. Der Wind weht stürmisch und raschelt in den hohen Bambussträuchern, die am Eingang zu den Gewächshäusern des botanischen Gartens stehen. Ich freue mich auf die erste Jubiläumsführung in diesem Jahr, denn der Garten feiert 2015 sein hundertjähriges Bestehen auf dem heutigen naturwissenschaftlichen Campus der Universität Heidelberg.

Als einer der ältesten botanischen Gärten überhaupt, blickt der Garten in Heidelberg auf eine bewegte Geschichte zurück. Bereits 1593 gründete der Heidelberger Arzt und Professor Henricus Smetius unterhalb des Schlosses einen Garten, der damals ausschließlich zur Erforschung von Heilpflanzen für medizinische Zwecke genutzt wurde. Als die Botanik Mitte des 19. Jahrhunderts als Wissenschaft selbstständig wurde, musste der Garten innerhalb der Altstadt bereits mehrfach umziehen. Nun ein Teil der Universität, zog er unter der Ägide des ersten Lehrstuhlinhabers Gottlieb Wilhelm Bischoff an den Bismarckplatz. „Vor 110 Jahren schließlich, wurde der botanische Garten ins Neuenheimer Feld, seinen heutigen Standort, verlegt und dort 1915 feierlich eröffnet." Damit schließt Friederike Niestroj, Diplom-Biologin, den Exkurs zur Historie des Gartens und führt uns in das erste Gewächshaus. Wir sind im Tempel der Pflanzenjäger angekommen.



Im tropischen Bergwaldhaus umgibt unsere Gruppe das satte, dunkle Grün der Ziergewächse, Baum- und Bodenfarne und zieht sie in seinen Bann. Es ist unerwartet kühl. Wir erfahren, dass die Temperatur hier der Außentemperatur angepasst ist. Die Bedingungen eines gemäßigt tropischen Klimas, das in den mittleren Höhenlagen tropischer Gebirge vorzufinden ist, wurde simuliert. Ins Auge stechen die blühenden Orchideen, die überall im Gewächshaus aufgehängt sind. Von circa 30 000 bekannten Orchideenarten weltweit, beherbergt der Heidelberger botanische Garten etwa 3300. Diese deutschlandweit größte Orchideensammlung geht auf die rege Sammeltätigkeit von Pflanzenjägern wie Werner Rauh zurück, der von 1960 bis 1982 Direktor des botanischen Gartens war. Den Besuchern bleibt der Zutritt zu den Orchideenhäusern indes verwehrt. Andreas Franzke, wissenschaftlicher Leiter des botanischen Gartens, begründet dies mit der Sorge um Schwund durch Diebstahl. Häufig würden Aufgabe und Zweck des Gartens missverstanden, sodass schon mal Pflanzenbestellungen von Privatpersonen im E-Mail-Posteingang des wissenschaftlichen Leiters landeten. „Das ist nicht unser Job. Wir sind kein Blumenladen!", empört sich Franzke. „Eine unserer Kernaufgaben besteht darin, Pflanzenmaterial für wissenschaftliche Zwecke abzugeben." Dies ist mit bürokratischem Aufwand verbunden, denn die Abgabe erfolgt gemäß der Convention on Biological Diversity (CBD). Zentraler Mechanismus der CBD ist das sogenannte Access and Benefit-Sharing. Konkret geht es darum, den Zugang zu den Pflanzen zu regeln und die Vorteile die aus der Nutzung des Pflanzenmaterials entstehen, gerecht auszugleichen. Als biologische Ressource gehört jegliches Pflanzenmaterial in botanischen Gärten den Herkunftsländern. Im Hinblick auf die wenig rühmliche koloniale Vergangenheit der botanischen Gärten, ist ein solches Umdenken zu begrüßen. Kurz gesagt: Neben der öffentlichen Bildungsarbeit bestehen die zentralen Aufgaben des Gartens im Bewahren, Verwalten und Erforschen der Pflanzen.

Vorbei an Bärlappgewächsen und Begonien geht es nun ins Tropenhaus. Die Luft ist feucht-warm, Kondenswasser tropft von den Blättern. Von irgendwoher plätschert es. Wir entdecken bekannte tropische Nutzpflanzen wie den Bananen- und Papayabaum oder die Kakaopflanze. Plötzlich reißt die Wolkendecke auf, Sonnenstrahlen fallen in das hohe Gewächshaus und tauchen den Miniatur-Dschungel in ein geheimnisvolles Licht. Bevor ich mich auf einer der Sitzgelegenheiten ausruhen und die Atmosphäre genießen kann, geht es schon weiter in das Bromelienschauhaus und das Victoriahaus. Hier lernen wir das kuriose Bromeliengewächs Tillandsia usneoides kennen. An Drahtseilen aufgehängt, erinnert die Pflanze mit ihren fadenförmigen Blättern an einen langen Bart. Als letztes führt uns Friederike Niestroj in das Sukkulentenhaus, das Pflanzen aus der alten und neuen Welt beherbergt. Ins Auge fallen als Erstes die verschiedenen Aloë-Arten, die jetzt im Winter ihre Blüten tragen. Daneben bestaunen wir nicht minder imposante Kakteen- und Wolfsmilchgewächse. Mit diesen Eindrücken werden wir aus dem Tempel der Pflanzenjäger verabschiedet.

Interessant für Kaffeeliebhaber und alle Anderen ist die Pflanzenbörse am Eingang zu den Gewächshäusern: Hier gibt der botanische Garten überschüssige Pflanzen gegen eine Spende an Privatpersonen ab, mitunter auch Ableger von Kaffeesträuchern. Wer schon immer mal selbst Kaffeebohnen anbauen und rösten wollte, den ermuntert Andreas Franzke: „Kaffee ist schwer zu kultivieren, aber auch nur schwer totzukriegen." **(ane)**

Machtlose Ministerien?

Heidelberger Historiker untersuchen erstmals die Rolle der Landesministerien in der NS-Zeit

Es gibt eine Legende, die sich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hartnäckig hält. Sie erzählt von Ministerien ohne Macht und Einfluss, die in der Zeit des „Dritten Reiches" existiert hätten, von Ministerien, die völlig bedeutungslos gewesen seien, mit bürokratischem Alltag beschäftigt und vor allem gänzlich unbeteiligt an irgendwelchen Verbrechen. Es ist die Legende von den Landesministerien, die in Hitlers straff zentralistischem Führerstaat allenfalls als regionale Staffage gedient hätten.

„Solche Behauptungen dienten nach dem Zweiten Weltkrieg meist als Rechtfertigungsstrategien", erklärt Frank Engehausen, Dozent am Historischen Seminar. „Nach unseren bisherigen Erkenntnissen stimmen sie mit der Wirklichkeit meist nicht überein."

Engehausen ist Koordinator eines Forschungsprojektes, das sich seit 2014 mit der Rolle der badischen und württembergischen Landesministerien in der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigt. Das Heidelberger Team, das aus den Dozenten Frank Engehausen und Edgar Wolfrum sowie drei wissenschaftlichen Mitarbeitern des Lehrstuhls für Zeitgeschichte des Historischen Seminars besteht, untersucht die Rolle mehrerer badischer Ministerien. Auch die Universitäten Stuttgart, Freiburg, Bonn und Erfurt sind an dem Projekt beteiligt. Mit ihm stößt man in Neuland vor, denn bisher fehlen vergleichbare Studien zu diesem Thema.

Vom Land wurden dem Projekt Fördergelder für drei Jahre bewilligt; bis dahin soll die Forschungsarbeit abgeschlossen sein. „Bisher hatte man sich intensiv mit der Führungsriege des NS-Staats beschäftigt sowie mit der Umsetzung auf lokaler Ebene", so Engehausen. „Nun soll die Ebene dazwischen betrachtet werden, die bisher oft vernachlässigt wurde."



Foto: http://ns-ministerien-bw.de

Reichsstatthalter Robert Wagner

Vermutlich schien eine Beschäftigung mit der Rolle der Landesministerien bisher wenig ertragreich. Denn tatsächlich bedeutete die nationalsozialistische Machtübernahme zunächst einen deutlichen Bedeutungsverlust der Länder: In zwei Gesetzen wurde ihnen am 31. März und am 7. April 1933 ein Großteil ihrer Kompetenzen entzogen, die Landesregierungen „Reichsstatthaltern" unterstellt. Dennoch: „Die meisten Landesministerien blieben bestehen, und sie konnten in einigen Bereichen ihre Kompetenzen bewahren", erläutert Engehausen. Das Nebeneinander von Statthaltern und Ministerien passt dabei ganz ins System nationalsozialistischer Machtpolitik, die auch auf dem Nebeneinander konkurrierender – und, wie man hoffte, miteinander wetteifernder – Institutionen beruhte.

Zu den Bereichen, in denen Entscheidungen auf Landesebene gefällt wurden, gehörte die Schulpolitik, immerhin bis 1934 Ländersache. Für Engehausen ist sie ein gutes Beispiel für die Spielräume, die sich den Ministerien boten: „Während man sich auf Reichsebene vor allem mit den Gymnasien beschäftigte, kümmerte sich das badische Kultusministerium in Eigenregie um das Grund- und Hauptschulwesen."

Auch die häufig auftauchende Behauptung, die süddeutschen Ministerien hätten die Befehle aus Berlin abzumildern gesucht, ist seiner Ansicht nach ein Mythos: „Wir haben im Gegenteil Indizien, die darauf hindeuten, dass hier mit besonderem Eifer und in vorauseilendem Gehorsam gehandelt wurde." Ohnehin ließen sich tägliche Verwaltungsarbeit und die Beteiligung an Verbrechen oft nicht so klar trennen, wie nach dem Krieg gerne behauptet wurde. Innenminister Karl Pflaumer etwa ließ schon 1935 die jüdischen Bewohner des Landes in einer Kartei erfassen.

Die Rolle Pflaumers und seines Ministeriums untersucht Miriam Koch, Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Zeitgeschichte. „Pflaumer, selbst NSDAP-Mitglied, hatte sich den Machthabern in Berlin als Helfer regelrecht angebiedert", erklärt sie. Hier wie andernorts bauten die Nazis offenbar auf eine bewährte Mischung: NSDAP-Mitglieder übernahmen wichtige Führungspositionen, daneben blieben Opportunisten und Sympathisanten aus der alten Elite.

Reichsstatthalter und damit Aufseher der Landesregierung war Robert Wagner, ein fanatischer Nationalsozialist, der die NSDAP in Baden überhaupt erst aufgebaut hatte. Er befahl bereits im Oktober 1940 die Deportation der Juden in seinem Machtbereich und die „Arisierung" ihres Vermögens – ein Jahr, bevor sie im übrigen Reich planmäßig begannen. Dabei griff er vor allem auf die Listen Pflaumers zurück.

Wie weit die Aufgaben in den Ministerien zuweilen gingen, macht der Umstand deutlich, dass sie ab 1940 auch für die Zivilverwaltung des Elsaß zuständig waren. Dennoch konnten viele führende Mitarbeiter die eigene Rolle in der Nachkriegszeit meist erfolgreich auf die eines reinen Befehlsvermittlers herunterspielen. So gab es auch auf Landesebene nach 1945 manch ungebrochene Kontinuität. Koch etwa ist bei ihren Recherchen auf den Fall von Paul Werner gestoßen: „Er war ein Polizist, wurde 1933 Leiter des Badischen Kriminalamtes und später Stellvertretender Leiter des Reichskriminalpolizeiamts. 1951 kam er in den badischen Ministerialdienst, dann ins Landesinnenministerium in Stuttgart und wäre beinahe Chef des BKA geworden." Inwieweit es sich bei solchen Karrieren um Einzelfälle handelte, muss aber noch untersucht werden.

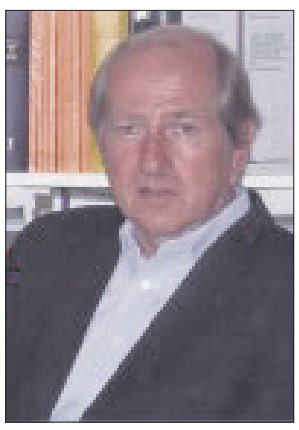
Ihre bisherigen Ergebnisse hat die Forschungsgruppe auf einem Online-Portal veröffentlicht, das dem Besucher umfangreiche Informationen bietet. Der Austausch mit der Öffentlichkeit ist ein wichtiges Anliegen. Auch erhofft man sich aus der Bevölkerung Hinweise zu Akten, wie sie 1945 oft in Kellern und auf Dachböden landeten. Eines aber hat das Projekt schon jetzt unter Beweis gestellt: Was die Rolle von Ämtern und Behörden im nationalsozialistischen Deutschland angeht, gibt es noch so manches zu erforschen. **(mab)**



Wissenschaftler aus Heidelberg beschäftigen sich mit den ungelösten Fragen ihres Faches – Teil 2 der Serie

Prof. Thomas Hillenkamp
Strafrecht

Die provokative These der deutschen Hirnforscher Roth, Singer, Prinz und Markowitsch, Willensfreiheit sei Illusion und deshalb ein auf ihr aufbauendes Schuldstrafrecht obsolet, ist zwar nicht mehr - wie im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts - aufgeregtes Thema der Feuilletons der großen Zeitungen, als Stachel im Lebensnerv des Rechts, aber nicht deshalb „erledigt". Dass es Willensfreiheit nicht gibt, ist eine uralte philosophische These, gegen die sich das Strafrecht seit langem verwahren oder mit der es leben musste. Das Neue an der neurowissenschaftlichen Attacke ist deshalb nicht die Leugnung der Willensfreiheit, sondern die Behauptung, Willensfreiheit sei durch die Hirnforschung empirisch widerlegt, Anders-Entscheiden und Anders-Handeln-Können als Kern des Schuldvorwurfs folglich eine reine Fiktion, eine agnostische Einstellung zum Determinismus-Indeterminismus-Streit überholt.



Ist die Willensfreiheit eine Illusion? Was bedeutet das für das Strafrecht?

Das von den genannten Hirnforschern in seinem Ausmaß nicht erkannte zerstörerische Potential dieser These liegt darin, dass die Möglichkeit freier Willensbestimmung als Grundpfeiler allen Rechts keineswegs nur den Schuldvorwurf, sondern viele andere Institutionen des (Straf)Rechts (die Handlungslehre, die Freiwilligkeit beim Rücktritt etc.) und im Übrigen natürlich nicht nur das Strafrecht, sondern das Menschenbild der Verfassung und - in vielen Vorschriften expressis verbis - auch das Zivilrecht (z.B. §§ 104, 827, 1304 BGB) und das öffentliche Recht trägt.

Wer Willensfreiheit daher für empirisch nachgewiesen widerlegt erklärt, reißt die Grundfesten jeden freiheitlichen Rechtssystems ein. Soweit sich Rechtswissenschaftler mit dieser neuen Qualität der Attacke auseinandersetzen, teilen sie sich in drei Lager. Die einen mahnen eine Neurojurisprudenz an, die sich auf den illusionären Charakter der Willensfreiheit einläßt und einen Umbau des (Straf) Rechts verlangt.

Andere erklären das Recht und die Rechtswissenschaft in ihrem Freiheitsverständnis für autonom und behaupten deshalb, sie seien gegen die Attacke immun, anders ausgedrückt, die „Herausforderung" gehe das Recht gar nichts an. Dritte verteidigen die Freiheitsannahme, weil der empirische Gegenbeweis weder schon da noch überhaupt führbar sei und werfen den Hirnforschern mit ihrem Übersprung vom Forscher zum Deuter einen Kategorienfehler vor. Die Gerichte ignorieren den neuerlichen Streit leider ganz.

Die augenblickliche Situation ist folglich unbefriedigend. Die Jurisprudenz ist und bleibt meines Erachtens aufgerufen, sich an dem schon im Manifest elf deutscher Hirnforscher 2004 angeregten und von 15 Hirnforschern 2014 in ihrem deutlich moderateren Memorandum „Reflexive Neurowissenschaft" neu angemahnten interdisziplinären Diskurs über das „neue Menschenbild" und die Aussagekraft der Ergebnisse der neueren Hirnforschung für das Recht zu beteiligen, um die elementare Bedeutung der Freiheitsannahme für das Recht ins Bewusstsein zu heben und auch zu verdeutlichen, welche Art Freiheit das Recht „braucht".

Prof. Jörg Oechssler
Volkswirtschaft/Spieltheorie

Die großen ungelösten Fragen der Volkswirtschaftslehre sind leider meist nicht so präzise gestellt wie in der Mathematik. Wie schön wäre es, wenn man Fragen wie „Vernichtet ein Mindestlohn Arbeitsplätze?" mit einem knappen mathematischen Beweis und einem „q.e.d." ein für



allemal beantworten könnte. Aber von jedem vernünftigen Ökonomen werden Sie dazu zu Recht immer nur ein „Kommt drauf an …" hören. In meinem Fachgebiet, der Spieltheorie, gibt es aber solche präzise Fragen.

Die bekannteste betrifft Schach: Kann Weiß einen Sieg erzwingen?

Kann Weiß einen Sieg erzwingen? Oder Schwarz? Oder ist es immer unentschieden, wenn zwei optimale Strategien aufeinandertreffen?

Oder Schwarz? Oder ist es immer unentschieden, wenn zwei optimale Strategien aufeinandertreffen? Schon lange ist bekannt, dass es eine dieser drei Möglichkeiten sein muss, da Schach ein endliches Spiel mit perfekter Information ist. Aber welche ist es? Im Prinzip könnte man einfach rückwärts arbeiten, von jedem beliebigen Ende aus. Das Problem ist, dass kein Computer der Welt diese vielen Möglichkeiten durchgehen kann. Und so wird es wohl noch ein Weilchen dauern, bis wir wissen, ob Weiß einen Sieg erzwingen kann.

Prof. Peter Paul Schnierer
Englische Literaturwissenschaft

Ich sehe zwei große ungelöste Probleme, die nicht nur mein eigenes Fach, die Anglistik, sondern die gesamte Literaturwissenschaft betreffen.



Das eine ist vermutlich unlösbar, das andere wird erst in einigen Jahren beantwortbar werden.

Franco Moretti hat kürzlich darauf hingewiesen, dass wir eigentlich nicht in der Lage sind, Literaturgeschichte

Wo bleiben die großen Hypertextromane?

zu betreiben. Selbst hochspezialisierte Forscher können kaum mehr als 1000 dicke Romane des 19. Jahrhunderts lesen und im Kopf behalten; bei 60 000 alleine in Großbritannien damals veröffentlichten Texten ist das ein wenig aussagekräftiger Bruchteil, zumal es in der Praxis immer dieselben 100 Texte sind, die wir behandeln. Man macht es sich zu einfach, wenn man sagt: „Der Rest ist zu Recht vergessen."

Das andere Problem zeichnet sich erst ab: jedes neue Medium, jedes neue Genre hat in der Vergangenheit schnell Meisterwerke hervorgebracht: es gibt großartige Filme aus dem frühen 20. Jahrhundert, die ersten Schauerromane gehören zu den Besten. Wo bleiben die großen Hypertextromane, Twittertexte, Facebook-Projekte, die digitalen Epen und multimedialen Sagas? Die Phänomene existieren, aber Breitenwirkung und Popularität erreichen nur Computerspiele. Kann das wirklich alles sein?

Prof. Roland Wenzlhuemer
Neuere Geschichte

Die Geschichtswissenschaft ist mit einer ganzen Menge ungelöster Fragen konfrontiert. Die wenigsten jener Probleme aber, die die Geschichtswissenschaft in einem größeren Maße umtreiben, werden sich überhaupt eindeutig lösen lassen. Als Kulturwissenschaft geht es der Geschichtswissenschaft nicht darum, allgemeingültige Lösungen oder Antworten zu erarbeiten. Seit langem



Fotos: privat

ist sich das Fach der Perspektivenabhängigkeit historischer Erkenntnis bewusst. Wichtig ist daher nicht das

Finden der „richtigen" historischen Wahrheit

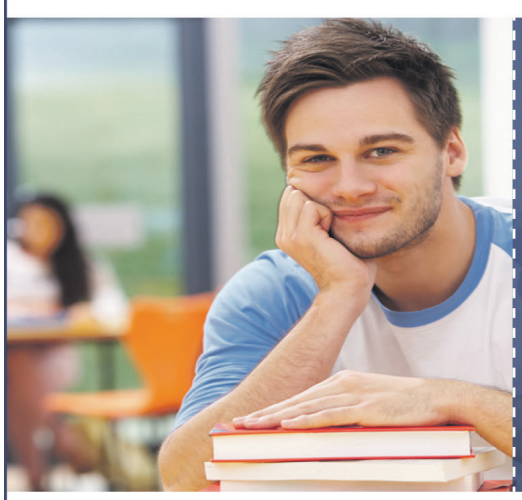
Finden der einen „richtigen" historischen Wahrheit (viele würden bestreiten, dass es so etwas überhaupt gibt), sondern die Suche nach und die Gegenüberstellung von möglichen Interpretationen der Geschichte.

Daher prägen Debatten über die Interpretation historischer Phänomene und deren Einordnung in größere Bedeutungskontexte unsere Disziplin. Ein aktuelles Beispiel dafür sind die Auseinandersetzungen über die Ursachen für und die Schuld am Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Die Debatte über diese Frage wogt spätestens seit Fritz Fischer in den 1950er- und 1960er-Jahren diesbezüglich eine klare Schuld der Deutschen ausgemacht hat. Diese Kontroverse hat im Jahr 2014 anlässlich des 100. Jahrestages des Kriegsausbruchs neuen Schwung aufgenommen. An ihr beteiligen sich mit ganz unterschiedlichen Interpretationen so namhafte Kollegen wie Christopher Clarke (Die Schlafwandler), Jörn Leonhard (Die Büchse der Pandora) oder Herfried Münkler (Der Große Krieg).

Anhand der verschiedenen Standpunkte in der Debatte wird deutlich, dass unsere Interpretation der Vergangenheit immer in eine Vielzahl gegenwärtiger Befindlichkeiten eingebettet ist. So sagt zum Beispiel Münkler, dass Fischers These von der deutschen Kriegsschuld auch aus der Zeit ihrer Formulierung – also den 1950er- und 1960er-Jahren – heraus verstanden werden muss. Das bringt uns abschließend doch noch zum zentralen ungelösten Sachverhalt der Geschichtswissenschaft, nämlich der Tatsache, dass wir die Vergangenheit lediglich aus der Retrospektive betrachten können. Daher wird sie sich unserem Verständnis immer bis zu einem gewissen Grad entziehen und die Geschichtswissenschaft wird daher immer auch eine Gegenwartswissenschaft sein. Das kann man als Problem sehen – oder nicht.

Von: val, fel, tso, kgr, mow, dom

Duales Studium im Wochenmodell
Jede Woche 20 Stunden studieren und 20 Stunden arbeiten



Studiengänge:
Betriebswirtschaftslehre in 12 Fachrichtungen
z.B.:
• Hotel- und Tourismusmanagement
• Event-, Messe- und Kongressmanagement
• Marketingkommunikation und Public Relations
• Sportmanagement etc.
Sozialpädagogik
STUDIUM BUNDESWEIT

Jetzt bewerben!
Rohrbacher Straße 3
69115 Heidelberg
Tel. 06221 432097-12
www.iba-rhein-neckar.com
iba Internationale Berufsakademie University of Cooperative Education

Ihr Kopierladen in der Altstadt
bei der Triplex-Mensa
• Farbkopien, SW-Kopien · Broschüren
• Ausdrucke von Datei in Farbe und SW
• Bindearbeiten: Kaltleim-, Heißleim-, Hardcover-, Plastik- und Metall-Ringbindungen
• Falten · Heften · Schneidearbeiten
• Große Auswahl an farbigen Papieren bis 300 g/m²
• Schreibwaren
Copy-Quick Kopierladen GmbH
Sandgasse 4a, 69117 Heidelberg
Telefon: 06221 183597
E-Mail: copy-quick@baier.de
Öffnungszeiten:
Montag – Freitag 8 – 18 Uhr
Samstag 9 – 13 Uhr



Das verlängerte Auge

Vor hundert Jahren wurde die „Leica“ erfunden. Ohne die legendäre Kamera wäre das 20. Jahrhundert nicht zu sehen

Von Anna Vollmer

Der größte Teil der Menschheitsgeschichte verlief, im Vergleich zu heute, mehr oder weniger bildarm. Das gemeine Volk bekam große Abbildungen nur in Kirchen zu sehen, man hatte keine Ahnung wie entfernte Verwandte wohl aussahen, geschweige denn der Rest der Welt. Die Reichen ließen sich zwar porträtieren, doch fiel das Ergebnis häufig um einiges schmeichelhafter aus als die Realität. Erst viel später sah man in Zeitungen regelmäßig Zeichnungen und Karikaturen, was auch noch so blieb, als die Fotografie im 19. Jahrhundert bereits erfunden war, da die langen Belichtungszeiten spontane Aufnahmen unmöglich machten. Am meisten verbreitet war die Porträtfotografie, bei der der Fotografierte minutenlang in die Kamera starren musste; größere Szenen konnten meist nur als Standbilder nachgestellt werden, weshalb man häufig Zeichnungen den Vorzug gab.

Das 20. Jahrhundert hingegen ist ohne Fotos nicht vorstellbar. Kriege und Ikonen, Straßenszenen und Momentaufnahmen: Das Jahrhundert ist fotografierte Geschichte. Nick Úts Aufnahme eines Napalmangriffs in Vietnam ist ebenso Teil des kollektiven Gedächtnisses wie der einsam New York durchstreifende James Dean. Mit Che Guevara verbinden wir das millionenfach verbreitete Portrait von Alberto Korda, mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs das sich küssende Pärchen auf dem Times Square. All diese Bilder haben gemeinsam, dass sie von einer Kamera eingefangen wurden, die vor gut 100 Jahren im hessischen Wetzlar erfunden und deren Prinzip für die analoge Fotografie richtungsweisend wurde: die „Leica“.

Der Feinmechaniker Oskar Barnack, Mitarbeiter der Firma Leitz, die eigentlich Mikroskope herstellte, konstruierte 1914 den Prototyp der ersten Kleinbildkamera der Welt. Diese funktionierte nicht mehr mit großen Platten, sondern mit 35mm-Kinofilmrollen, deren Format Barnack verdoppelte, sodass sich das Seitenverhältnis von 3:4 auf 2:3 änderte. Die Verwendung von Filmen ermöglichte ein deutlich kompakteres und kleineres Kameragehäuse, das leichter zu transportieren war. Barnack, selbst Hobbyfotograf, hatte die Kamera zunächst für sich selbst gebaut, um auf seinen Ausflügen weniger tragen zu müssen. Doch die Idee war so gut, dass Ernst Leitz beschloss, sie für seine Firma unter dem Namen „Leica“ (Leitz Camera) zu vermarkten. Ergänzt wurde das Modell durch ein versenkbares Objektiv, das Max Berek speziell für Barnacks Kamera entwickelt hatte. Die „Leica I“, aufgrund des Weltkriegs erst 1925 auf den Markt gebracht, bereitete rasch den Weg für andere Amateurfotografen, da sie die Möglichkeit gab, jederzeit und deutlich kostengünstiger Fotos zu schießen. Man mag diese Entwicklung mit der heutigen Digital- und Handyfotografie vergleichen, die im Gegensatz zu der vorherigen Menge an Fotos zu einer ganzen Flut von Bildern führte. Mit der Weiterentwicklung der Fotografie begann die große Zeit der Illustrierten, die mit ihren Modestrecken und Fotoreportagen eine neue Art des Journalismus etablierten. Da keine umfangreiche Ausrüstung mehr vonnöten war, eignete die Leica sich ideal zum Reisen. Zeitschriften wie das berühmte *Life Magazine* stellten feste Fotografen ein, die in langen Bildstrecken von entlegenen Teilen der Erde berichteten. Auf einmal war es möglich, spontane Straßenszenen festzuhalten, da die Leica unauffällig und leicht war und durch ihre kürzeren Belichtungszeiten Motive auch ohne Stativ scharf abgelichtet werden konnten. So sagte der italienische Fotograf Gianni Berengo Gardin: „Die Leica mit ihren Möglichkeiten schnell zu agieren und zu reagieren, das war für mich wie der Bleistift des Schriftstellers. Diese Kamera erlaubte mir, Geschichten zu erzählen.“

Eine Reihe dieser Geschichten war kürzlich in der Ausstellung „Augen auf! Hundert Jahre Leica“ in den Hamburger Deichtorhallen vereint und wird außerdem noch in Frankfurt, Berlin, Wien und München zu sehen sein. Der begleitende Katalog ist im Heidelberger Kehrer Verlag erschienen und versammelt, geordnet nach Strömungen und Ländern, hunderte von Fotos bekannter und unbekannter Fotografen, die die neue Kunstform hervorbrachte. Mit der Leica wurden Fotografen berühmt wie Künstler und die Kamera zum Kultobjekt. Henri Cartier-Bresson, der sie sein „verlängertes Auge“ nannte, blieb ihr Zeit seines Lebens treu; Barbara Klemm hielt mit ihrem „kleinen Juwel“ die berühmten Momente der deutschen Geschichte wie den „Bruderkuss“ fest, und auch der brasilianische Fotograf Sebastião Salgado, dessen Werk Wim Wenders kürzlich in seinem neusten Dokumentarfilm „Das Salz der Erde“ beleuchtete, schoss das erste Foto seiner Karriere mit der Leica seiner Frau. Die Liste berühmter Namen, die mit ihr verbunden sind, ist beträchtlich und ließe sich noch eine ganze Weile fortführen. Inzwischen hat die Leica AG auch Digitalkameras auf den Markt gebracht, doch die Analogserie wird mit der M7 und der MP weiterhin produziert. Ob die Leica im Zeitalter der Digitalfotografie ihre analoge Erfolgsgeschichte wird fortsetzen können?

Hans-Michael Koetzle (Hrsg.)
„Augen Auf! 100 Jahre Leica“
Kehrer Verlag
564 Seiten, 98 Euro



Durch die Leica gesehen: Christer Strömholm, „Nana, Place Blanche, Paris 1961“ (oben); Heinrich Heidersberger, „Laederstraede, Kopenhagen 1935“ (links); Claude Dityvon, „L'homme a la chaise, Bd. St. Michel, 21. Mai 1968.“



Fotos: Deichtorhallen Hamburg / Kehrer Verlag

„Ich möchte Astronaut werden“

„Sebastian23“, Comedian und Poetry-Slam-Meister, spricht mit uns über Pflastersteine, Momentaufnahmen und sein Philosophiestudium

Das Gespräch führten Greta Aigner und Janina Schuhmacher

Bei dem Poetry-Slam heute Abend hast du nicht am Wettbewerb teilgenommen. Was war der beste Preis, den du bisher gewonnen hast?

Sebastian23: Ich kann euch spontan sagen, was der komischste Preis war: Ich hab mal einen Stein gewonnen. Das war bei der Veranstaltung „der Koblenzer Rheinstein“. Seit Jahren bekommt man als Gewinn einen Pflasterstein. Man muss sich vorstellen, dass Poetry-Slammer viel auf Tour sind und dann eine oder zwei Wochen mit einem Pflasterstein von Ort zu Ort ziehen müssen.

Warum nimmst du an Poetry-Slams teil?

Beim Poetry-Slam bringt man die Texte selbst auf die Bühne. Man kann sie mit seiner Performance unterstreichen, Gestik, Stimme, Mimik einsetzen, um den Text als Kunstobjekt zusätzlich zu gestalten.

Das zweite ist der Kontakt zum Publikum. Man redet mit den Menschen und bekommt gleich ein Feedback. Diese Direktheit mag ich sehr gerne. Wenn ich ein Buch schreibe und du liest das bei dir zuhause und lachst, das merke ich nicht bis nach Bochum.

Wie erklärst du dir den Boom im Poetry-Slam?

Ich denke, dass Poetry-Slam den Zeitgeist trifft. Es ist eine leicht konsumierbare Form von Literatur. Es gibt sie häppchenweise und sie wird unterhaltsam dargeboten. Auch wenn mal ein paar weniger Leute zu einem Slam kommen, glaube ich nicht, dass der Poetry-Slam ganz verschwinden wird. Er füllt eine Marktlücke, indem er das gesprochene Wort als Kunstform gestaltet.



Foto: fha

„Sebastian23“ sinniert mit uns über die großen Fragen des Lebens

Das Video von Julia Engelmann war ein Selbstläufer. Was hältst du von dem Text und wie würdest du diesen Hype bewerten?

Der Hype um diesen Text ist eine großartige Sache für die Poetry-Slam-Szene gewesen. Julia Engelmann macht etwas sehr Cleveres in diesem Slam-Text: Sie verknüpft ein bekanntes Thema mit vielen popkulturellen Zitaten. Jeder kennt die Sachen, das macht es sehr zugänglich. Eine Qualität, die Immanuel Kant nicht hatte. Das Tolle daran ist auch, dass die Frage, ob nur lustige Texte bei Poetry-Slams erfolgreich sein können mit diesem, jedem bekannten Beispiel sofort beenden kann. Dafür sind wir ihr sehr dankbar.

Du hast bei deinem Auftritt in Heidelberg viel von dir erzählt, zum Beispiel, dass du als Kind nie Zeichentrickfilme sehen durftest. Wie viel davon ist wahr?

Vieles ist fiktiv oder zumindest dramatisiert und das ist ein legitimes Erzählmittel. Die Ideen für die Texte kommen aus dem, was ich erlebe, wenngleich es doch oft auf eine indirekte Art geschieht, sodass ich selten denke: Guck mal, da vorne ist eine…ähm… *(überlegt sehr lange)*… Laterne und ich schreibe jetzt mal ein Gedicht über Laternen.

Beeindruckend.

Beeindruckend, nicht? Wie schnell ich auf dieses Beispiel gekommen bin und was ich dann daraus gemacht habe – ich war selbst ganz begeistert!

Wie groß ist die Poetry-Slam-Gemeinschaft in Deutschland? Wie viele gibt es, die davon leben können?

Es gibt das Zitat von Marc-Uwe Kling: „Das kommt darauf an, wie man ‚leben‘ definiert“. Was heißt das schon? Ich glaube, dass es um die 50 Leute gibt, die damit ihren Lebensunterhalt bestreiten und keinem anderen Gelderwerb nachgehen. Wenn man alle mit rein nimmt, die einmal bei einem Poetry-Slam einen Auftritt ausprobieren sind es auf jeden Fall viele tausend.

Mit der Poetry-Slamgruppe „Smaat” bist du auch im Team aufgetreten. Dürfen die Fans auf ein Comeback hoffen?

Wir probieren das eigentlich ständig, das Problem ist nur, dass wir dauernd Söhne bekommen – das hält uns ein bisschen davon ab. Es ist jetzt schon zweimal so gewesen, dass wir eine Tour geplant haben und einer von uns ein Kind bekommen hat. Wir sind ja alle Künstlertypen mit Frauen, die ordentliche Berufe haben und da kann man immer ein bisschen schwer vermitteln, dass man jetzt zwei Wochen mit der Boygroup um die Häuser ziehen muss, um Quatsch zu erzählen. Was nun aber stattfindet, ist die Tour mit einem der ehemaligen Smart Jungs Lars Ruppel – vielleicht liegt das daran, dass Lars noch kein Kind bekommen hat.

Was hat dir dein Philosophiestudium für deine Karriere gebracht?

Was man im Philosophiestudium lernt, sieht man nicht auf den ersten Blick. Man lernt Antworten zu finden auf die ganz großen Fragen. Überspitzt könnte man sagen, dass sich Menschen mehr mit Fragen beschäftigen, wie sitzen meine Haare? Bin ich gut geschminkt? Ist der Bart richtig rasiert? Dabei sollten sie sich besser damit beschäftigen, ob sie sich wichtige Ziele im Leben gesteckt haben und sich bewusst werden, wie sie ihr Leben führen wollen.

Sollte man nicht aufhören, wenn man einmal deutscher Poetry-Slam Meister war – am Höhepunkt also abtreten?

Für mich war immer klar, dass der Wettbewerb spielerischen Charakter hat. Der Auftritt ist eigentlich immer nur eine Momentaufnahme und bei der deutschen Meisterschaft gewinnt man nicht unbedingt, weil man die besten Texte vorgetragen hat – man ist dann nur in dem Moment vor dem Publikum am besten angekommen. Deshalb sehe ich keinen Grund, damit aufzuhören.

Was sind deine Ziele für die Zukunft?

Ich möchte Astronaut werden.

Das vollständige Interview findet Ihr auf *www.ruprecht.de*

Stimmige Kontraste

Für die rund 20 Mitglieder des Projektchors „Voces Salomonis Heidelberg“ ist Singen weit mehr als nur ein Hobby. Sie suchen die musikalische Herausforderung

Ein beharrlicher Weg liegt vor den „Voces Salomonis“ – die Passion Christi in Sopran, Bass, Alt und Tenor. Doch bevor es für den Heidelberger Kammerchor an‘s Singen geht, steht erst einmal Grimmassen schneiden auf dem Programm. Die Lockerung der Gesichtsmuskulatur beherrschen alle perfekt und genauso behände geht es die Tonleiter auf und ab. Der kleine Probenraum ist warm, alle sitzen auf ihrem Platz und durch den Raum schwirren die Töne.

Singen ist für die meisten Mitglieder des jungen Chors Voces Salomonis nicht nur ein Hobby, sondern ebenfalls eine Passion. Maximilian Pascheberg, Mitorganisator und verantwortlich für das Programm, beschreibt es so: „Das hier ist nicht Beruf, aber auch nicht nur Freizeit – wir singen schon sehr professionell.“ Viele sind Studenten der Universität Heidelberg oder der Hochschule für Kirchenmusik Heidelberg. Sie kommen aus allen Fachbereichen, von der Japanologie bis zur Medizin; besonders die Naturwissenschaftler sind zahlreich vertreten. Musik spielt schon seit der Kindheit vieler Teilnehmer eine wichtige Rolle. Die meisten singen auch noch in anderen Chören der Universität oder der Stadt und spielen ein Instrument – eine Gesangsausbildung oder ein musikwissenschaftliches Studium haben aber die Wenigsten.

Zur Übung begleitet Dirigent Matthias Billinger den Chor auf dem Keyboard und gibt den Ton vor. Ein Wink mit der Hand und Knut Nystedts Passionshistorie erwacht in den Stimmen der Sänger zum Leben. Wieder eine Pause, es wird diskutiert über den nächsten Übergang; beim letzten Konzert klang manche Stelle noch nicht perfekt.

Der Anspruch der Sänger an Klang und Inhalt ist hoch. Die musikalische Erfahrung und das Interesse an der Wissenschaft der Musik spiegelt sich daher auch im Programm des Chors wieder. „Wir wollen ein musikwissenschaftlich interessantes Programm bieten“, sagt Odila Schröder, Organisatorin und Sängerin. „Auch Stücke von weniger bekannten Komponisten, die nicht schon zahlreiche Jahre tot sind. Das hundertste Mozart-Requiem müssen wir nicht auch noch singen.“



Foto: Voces Salomonis Heidelberg

Der Kammerchor „Voces Salomonis“ bei einem Auftritt in der Heidelberger Peterskirche

Mit diesem Interesse gründeten sich die Voces Salomonis zuerst als Projekt von Freunden, die einfach zusammen singen wollten. Die private Aufführung der „Dreigroschenoper“ von Bertolt Brecht Anfang 2013 geriet zum vollen Erfolg; Freunde und Interessierte füllten einen gesamten Hörsaal. Im August 2013 folgte dann das erste Konzert als Chor. Geistliche a-capella Kompositionen aus Renaissance, Barock, Romantik und Moderne prägen den Stil des Ensembles. Besonders der Kontrast zwischen Klassikern und modernen Stücken findet sich immer wieder in ihrem Repertoire. So werden neben Stücken von Johann Sebastian Bach auch Kompositionen des Kirchenmusikers Hugo Distler aus der Mitte des 20. Jahrhunderts aufgeführt. Eine Herausforderung für Dirigent und Sänger.

Die wöchentliche Probe ist dabei das Minimum an Aufwand – wenn Universität und Beruf es zuließen, würden alle noch öfter zusammenkommen. Auch aufgrund des Engagements der Sänger stehen in diesem Jahr zahlreiche Termine auf dem Programm. Nach einem großen Weihnachtskonzert fahren die Voces Salomonis im Mai für einige Auftritte nach Wien; die Kosten der Reise werden dabei durch die Einnahmen aus anderen Auftritten und durch Sponsoren gedeckt. Geprobt wird aktuell auch für einen der regelmäßigen Auftritte in der Heidelberger Peterskirche am 8. März.

Daher müssen alle noch einmal die gesamte Passion durchleiden bevor diese Probe zu Ende geht. Bis zum Konzert müssen schließlich noch weitere Stücke geprobt werden. **(lau)**

Brutale Debütantin

Karen Köhler mischt die deutsche Literaturszene auf. Im DAI las sie aus ihrem ersten Erzählband

Man sieht Karen Köhler die Härte und Brutalität ihrer Texte – die trotzdem bis ins letzte Wort liebevoll erzählt sind – nicht an. „Über manche Dinge kann man nicht reden, weil sie dadurch kleiner werden“, sagt sie im Anschluss an ihre Lesung. Sie tut es aber trotzdem. Zumindest schreibt sie über diese Dinge, nähert sich ihnen auf eine so noch nicht gelesene, radikale, die Abgründe ihrer Texte genau auslotende Weise an. Ihr Erzählband „Wir haben Raketen geangelt“, der erst vergangenen Herbst im Hanser Verlag erschien, umfasst neun Kurzgeschichten. Sie spielen in beengten Dörfern, der Wüste von Texas, Krankenhäusern, Wäldern oder auf Kreuzfahrtschiffen. Ihre Figuren haben fast alle etwas verloren – Dinge, Menschen, sich selbst. Teilweise bestehen die Erzählungen nur aus Postkarten, aus Tagebucheinträgen oder Mini-Rückblenden. Und doch eröffnet jede einzelne von ihnen den Blick in eine eigene, in sich homogene Welt, mit plastischen, komplexen Charakteren und greifbaren, bildhaften Räumen, zusammengehalten von Köhlers besonderer Sprache.

In den Feuilletons der deutschsprachigen Medienlandschaft wird sie dafür hochgepriesen: „Reden wir nicht darum herum: Da ist Meisterschaft am Werk“, schreibt Ursula März beispielsweise in der *ZEIT*. Vielleicht sind Karen Köhlers Erzählungen so besonders, weil ihr der Balanceakt zwischen Deskription und Reduktion gelingt. Sie findet die richtigen Worte und lässt die falschen weg, was ja schon Oscar Wildes Definition von gutem Schreiben war. Dass sie in der Literatur „nach dem Weglassen“ sucht, sagt die 41-jährige, die eigentlich Illustratorin und ausgebildete Schauspielerin ist, auch von sich selbst.

Aber das allein ist es noch nicht. Es ist auch das Format der hochverdichteten Kurzgeschichte. Diese kurze, aber intensive Auseinandersetzung mit dramatischen Drehmomenten des menschlichen Daseins entspricht dem Lebensgefühl unserer beschleunigten Gesellschaft. Auch wenn diese Form des Erzählens altbekannt ist und vor allem in der Nachkriegszeit hochbeliebt war, ist sie doch bislang in den Augen vieler Literaturschaffender weniger angesehen als längere Formate. Aber jetzt feiert die Kurzgeschichte eine Art Comeback. Am Literaturnobelpreis von 2013 für die Kanadierin Alice Munro, die ausschließlich Kurzgeschichten schreibt, und dem Erfolg von Autoren wie Nathan Englander („What We Talk About When We Talk About Anne Frank“) oder George Saunders („Tenth of December“) lässt sich ein erhöhtes Interesse an dieser Art von Literatur ablesen. Trotz allem zählt letztlich der Inhalt.

> „Ich will Geschichten erzählen. Egal wie“

„Ich will Geschichten erzählen. Egal wie“, sagt Karen Köhler auf die Frage, wieso sie schreibt und wieso sie es jetzt tut. Ein Einstieg in den Literaturbetrieb in dieser Größenordnung ist in ihrem Alter doch eher ungewöhnlich. „Dass ich Anfang vierzig und nicht Anfang zwanzig bin, ist ein Vorteil. Ich habe mehr Lebenserfahrung und die fließt in meine Texte ein“, kontert sie. Vor ihrem Kurzgeschichtendebüt hat sie Theaterstücke geschrieben. Vielleicht rührt auch daher diese gewisse bewegte Dramatik ihrer Geschichten, in denen sie „dem Schmerz Raum geben“ will, „ihm aber auch Leichtigkeit entgegenzusetzen“ versucht. Dass sie sich klischeefrei an die großen Themen des Lebens heranwagt, wurde auch mit einer Einladung zum Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 2014 honoriert. Aber Karen Köhler erkrankte kurzfristig an Windpocken und durfte wegen der Ansteckungsgefahr nicht am Wettlesen teilnehmen. Fast so dramatisch wie eine ihrer Geschichten. Aber es wird mit Sicherheit nicht die letzte Einladung gewesen sein. **(dmh)**



Foto: Julia Klug

Zur Inflation eines unschuldigen Wortes

„Spannend“ ist das wohl unverdächtigste Modewort unserer Zeit. In den letzten Jahren hat es auch Einzug in Hörsäle und Seminarräume gehalten. Warum nur?

Es ist die berühmteste Szene der Filmgeschichte: Eine Frau steigt in die Dusche, dreht das Wasser auf und schmiert ihren Körper mit Seife ein. Plötzlich betritt ein Unbekannter das Badezimmer. Er nähert sich der Dusche, zieht den Vorhang beiseite und sticht mehrmals mit einem Messer auf die Frau ein. Nach nicht einmal 45 Sekunden ist der Mord passé und die Duschszene aus Alfred Hitchcocks „Psycho“ Legende. Sie ist dramatisch, fesselnd, mitreißend, keine Frage. Sie ist aber vor allem eines: spannend.

Szenenwechsel: Der Hörsaal ist an diesem regnerischen Dezembertag nur zu einem Viertel gefüllt, man blickt in trübsinnige Gesichter. Allein die zum heutigen Vortrag einladende Lehrstuhlinhaberin sprüht vor Euphorie: „Ich freue mich unseren heutigen Gast begrüßen zu können, wir alle können uns auf seinen spannenden Vortrag freuen.“ Aber nicht nur das: Der Gast verfüge nämlich auch über einen „spannenden Lebenslauf“ (Stationen: Bielefeld und Jena) und sein letztes Buch war natürlich nur eines – „total spannend“. Leider lässt sich das nicht für seinen Vortragstil behaupten. Nach einer halben Stunde arbeitet jeder im Saal gedanklich seine Weihnachtsgeschenkeliste ab. Nicht so die Lehrstuhlinhaberin: „Vielen Dank für diesen wirklich spannenden Vortrag.“

Auf dem ersten Blick ist es kein besonderes Wort. „Spannend“ erscheint harmlos und unverdächtig, jeder benutzt es mehrfach am Tag, ganz selbstverständlich. So ist es zunächst auch nur ein bloßer Verdacht: Was hat dieses Wort hier an der Uni zu suchen? Können Referate, Forschungsfragen, ganze Vorträge „spannend“ sein wie ein meisterhafter Hitchcock?



Foto: Paramount Pictures

Spannendes Duscherlebnis? Janet Leigh in Hitchcocks Klassiker „Psycho“

Das amerikanische Unternehmen Google hat in den letzten Jahren mehr als acht Millionen Bücher aus fünf Jahrhunderten gescannt, darunter 650 000 in deutscher Sprache. Das entspricht etwa sechs Prozent aller jemals gedruckten Bücher. Mit Hilfe des Google Ngram Viewers kann man nun die Häufigkeit von Buchstaben und Wörtern in Texten ermitteln. Die Analyse zu „spannend“ liefert ein überraschendes Ergebnis: Während seine Verwendung über 200 Jahre bis in die 1970er Jahre nur geringfügig größer wird, ist seit 40 Jahren ein Anstieg um mehr als das Vierfache zu verzeichnen.

Das bestätigt auch der Heidelberger Sprachwissenschaftler Ekkehard Felder: „‚Spannend‘ ist eine Vokabel, die schon relativ lange Karriere macht und sich in den letzten Jahren immer größerer Beliebtheit erfreut.“ Felder, Inhaber des Lehrstuhls für Germanistische Linguistik, habe es selbst 1992 das erste Mal von einem Sprachwissenschaftler gehört und war „schwer irritiert“. Heute nehme er es schon gar nicht mehr wahr. Warum auch, schließlich spreche nichts dagegen, es habe viel mehr etwas „Elegantes“, erst recht nichts „Unwortartiges“, so Felder. Wirklich nicht?

Der große zehnbändige Duden fasst Bedeutung, Herkunft und Beispiele eines Wortes in einen kompletten Eintrag zusammen. Zu „spannend“ ist in der dritten Auflage aus dem Jahr 1999 zu lesen: „wohl ausgehend vom Bild einer gespannten Stahlfeder od. der gespannten Muskeln = freudig erregt sein; voller Verlangen sein“. Als Bedeutungen kommen „Spannung erregend“ und „fesselnd“ infrage. Erstaunliches fördert erst die aktuelle, vierte Auflage des großen Dudens zutage. Dort findet sich zunächst dieselbe schon eben zitierte Bedeutungserklärung, aber nun im Jahre 2012 tritt eine zweite Bedeutung hinzu: „interessant“.

Die sprachliche Erweiterung von „spannend“ in den letzten Jahren führt Ekkehard Felder auf Sprachwandelphänomene zurück. Diese werden zu Beginn durch Individuen angestoßen, die Sprachgebrauchsformen verwenden, welche wiederum eine gewisse Plausibilität entfalten oder andere Menschen einfach ansprechen. „Dann übernimmt man ein Wort, keiner denkt an Sprachwandel, letztendlich tut man aber genau das.“ So passierte es mit „spannend“ eben auch. Denn während es sich bei „interessant“ um eine vielschichtige Vokabel handle, welche sowohl klar positiv als auch zweideutig (z.B. „ein interessantes Essen“) verwendet werden kann, wird „spannend“ gegenwärtig nicht negativ gebraucht. „Es ist eine klar positiv konnotierte Festlegung des Sprechers“, so Felder.

„Spannend“ ist also das neue „interessant“ und so scheint seine inflationäre Verwendung im universitären Alltag zumindest ansatzweise erklärbar. In einer akademischen Welt, in der wir ständig gezwungen werden, die eigenen Interessen und Forschungen von der Masse hervorzuheben, ist „spannend“ das Adjektiv, das die Gratwanderung zwischen wissenschaftlichem Marketing und scheinbarer Seriosität am besten meistert. Es ist eben ein Wort, das niemandem weh tut, kein „cool“, kein „krass“, kein „geil“. Es ist der sprachliche Konsens unserer universitären Klasse. Denn egal, ob Professor, Doktorand oder Student, wir alle benutzen diese unscheinbare Vokabel und haben sie so zu dem Ausdruck unserer Zeit gemacht. Seine inflationäre Verwendung kommt dabei immer mehr als sprachliche Einfallslosigkeit daher und entwertet so die ursprüngliche Bedeutung des Wortes.

„Wenn sich rumspricht, dass ‚spannend‘ in den Verdacht gerät, inflationär gebraucht zu werden, muss es auch irgendwann abgelöst werden“, gibt Sprachwissenschaftler Felder zu bedenken. „Denn inflationär eingesetzte Wörter entfalten keine Wirkung mehr, sind wenig überzeugend und kaum glaubwürdig.“ Jeder will authentisch sein – wie ist man aber authentisch, wenn man eine Vokabel benutzt, die viele gebrauchen? Was also kommt nach „spannend“? Ein Blick ins Synonymwörterbuch offenbart das ganze Dilemma – „atemberaubend, aufregend, dramatisch, mitreißend, packend“.

Die Alternativen verheißen nicht viel Gutes. Doch irgendwann muss es ein neues Wort geben, das das gleiche Schicksal ereilen wird. Welches könnte es sein? Es bleibt in der Tat – „spannend“. **(mgr)**

Sprechen über den Tod

... mit Rosemarie Achenbach, einer 90-jährigen Philosophie-Doktorandin aus Siegen

Wie ist Ihnen der Tod in Ihrem bisherigen Leben begegnet?

Während meines Lebens war ich dem Tod mehrfach sehr nahe: als Baby wäre ich fast verhungert, während des Krieges sind wir aus dem Wartheland (im heutigen Polen) bei minus 15 Grad geflohen, bei einem Tieffliegerangriff mit zehn Toten wurde ich verwundet und schließlich bei einem Bombenangriff in Dortmund in 15 Metern Tiefe verschüttet. Damals war ich 20 Jahre alt. Zahlreiche Verwandte sowie ein Großteil meiner Mitschüler starben in einem der beiden Kriege. Mit 80 Jahren überlebte ich einen Schlaganfall.



Foto: Karl-Hermann Schlabach

Haben Sie später in Ihrem Umfeld weitere Verluste erlitten?

Zurzeit lichtet sich der Freundes- und Bekanntenkreis. Besonders bewegend war es, die Hand einer Sterbenden bis zuletzt zu halten.

In Ihrer Doktorarbeit setzen Sie sich mit dem Thema „Philosophie des Todes“ auseinander. Warum dieses Thema? Sind Sie nicht eher Expertin im Thema „(Über) Leben“?

Das „Überleben“ geschah eher passiv – das Thema ist meines Erachtens für eine 90-Jährige naheliegender als mit 20 Jahren.

Welche fachlichen Aspekte stehen konkret im Zentrum Ihrer Arbeit?

Es müssen gewisse Grenzen abgesteckt werden, deshalb beschäftige ich mich interdisziplinär mit meiner Arbeit: Astrophysik und Neurophysiologie können neben Psychologie, Theologie und Soziologie auch in einer philosophischen Arbeit nicht außer Acht gelassen werden. Auch die modernen, gesellschaftlichen Themen, wie die Diskussionen zu Hirntod, Organtransplantation und Nahtoderlebnissen, sind kaum zu umgehen. Zumal letztere inzwischen auch von Spezialisten der Neurophysiologie aufgenommen werden.

Wie steht Ihre Familie zur späten wissenschaftlichen Karriere?

Sie freuen sich, wenn die Mama oder Oma zum Beispiel in ihrer Schule einen Vortrag hält oder auf einem Symposium spricht.

Haben Sie Angst vor dem Tod?

Nein.

Was wollen Sie den heutigen Studenten mit auf den Weg geben?

Bleibt offen für neue Möglichkeiten! Entwickelt Sensibilität für das, was sich anbahnt! Wagt neue Wege!

Was erwarten Sie nach dem Tod?

Ich persönlich rechne mit Gott, aber das ist nicht „machbar“. Ich werde bald Bescheid „wissen“ – Sie weiter rätseln. **(mov)**

Unter Glückskindern

Das neue Christentum: charismatisch, hip – und fundamentalistisch? Ein Besuch bei christlichen Studentengruppen *Von Kai Gräf*

Manchmal, da überfährt mich Gott einfach so“, verrät der Bassist der Lobpreisband beim Gottesdienst von „Campus für Christus“. 200 Zuhörer, die meisten sind Studenten, bedenken das spontane Gotteslob mit zustimmendem Nicken. Dann wieder gefühlvolle Gitarrenmusik, dazu die zum Mitsingen an die Wand projizierten Liedtexte, die viele der Anwesenden gar nicht sehen können, weil sie die Augen geschlossen halten, während sie sich ekstatisch ihrer Glaubensemotion hingeben und die Hände zur Hallendecke erheben. Alle hier sind nun ein bisschen von Gott überfahren.

„Campus für Christus Heidelberg“ ist eine christliche Studentengruppe, die davon träumt, „dass jeder Student die befreiende Liebe Gottes erlebt und sich für ein Leben unter seiner Regie entscheidet.“ Wer zu den vierzehntägigen Gottesdiensten „connectHD“ kommt, muss kein Sonderling sein. „Glückskind“-Jutebeutel und „What would Jesus do?“-Armbändchen sichtet man seltener als erwartet. Dass sich hier alles um eben jenen jüdischen Wanderprediger dreht, steht gleichwohl außer Frage: „Ich habe mein Leben Jesus geschenkt“, bekennt etwa Julia*, die heute für Menschen betet, die zum ersten Mal zum „connect“ kommen. Wer schon länger dabei ist, findet sich in selbst organisierten Hauskreisen wieder. Einmal in der Woche tauscht man sich dort persönlich aus, singt, liest gemeinsam in der Bibel und betet füreinander. Im Mittelpunkt steht hier wie beim Gottesdienst das gemeinsame Glaubenserlebnis.

Was die Leute anzieht, ist schwer zu sagen. Pastoren in Jeans und Hoodie, spontanes Gotteslob, spirituelle Rockmusik: Die Veranstaltungen geben sich ganz formlos und unverstaubt, was freilich auch wieder eine Form der Liturgie ist. Im Grunde macht diese Gestalt des Glaubens ein niedrigschwelliges Angebot, das sich abgrenzt von einem Christentum, wie es in den etablierten Landeskirchen praktiziert wird. Flache Hierarchien, innige Zusammengehörigkeit, viel Gefühl: das klingt schon fast nach einem Programm, will aber gerade keines sein. Denn jeder kann mitmachen und: jeder soll mitmachen. „Je mehr wir sind, desto besser“, erklärt der Prediger. Entsprechend ist die Kollekte für Missionszwecke bestimmt. Die Freude über neue Schäfchen in der Herde ist den CfC-Organisatoren dann auch unschwer anzumerken.

Was ist das für ein Phänomen, das sich wachsender Beliebtheit erfreut und von so vielen Menschen geteilt wird, die in einen Topf zu werfen dennoch ungerecht wäre? Aus religionswissenschaftlicher Perspektive handelt es sich um eine Form pfingstlich-charismatischer Glaubenspraxis; nicht wenige bei „Campus für Christus“ sehen sich selbst in dieser Tradition. Manche berufen sich auf das „Azusa Street Revival“, das gemeinhin als Geburtsstunde der Pfingstbewegung gilt: Bei diesem Erweckungserlebnis in Los Angeles im Jahr 1906 sollen plötzlich charismatische Geistesgaben wie Zungenrede und Prophetie zu beobachten gewesen sein, wie sie in Paulus' Brief an die Korinther beschrieben sind. Das Reden in für Außenstehende unverständlich aneinandergereihten Lauten gehört zum Teil noch heute zum Bestand der charismatischen Glaubensform, obgleich sich damit noch kein verbindlicher Katalog ritueller oder spiritueller Spezifika beschreiben ließe. Die Studenten bei „Campus für Christus“ gehören alle zugleich einer katholischen, evangelischen oder einer der diversen freikirchlichen Gemeinden an. Das herkömmlich praktizierte Christentum allein scheint vielen aber nicht zu genügen.

„Manchmal habe ich das Gefühl, die Bibel könnte auch ein Buch von Goethe sein“, beklagt Tobias von Hagen, Theologiestudent und Mitglied einer freien evangelischen Gemeinde. In der historisch-kritischen Methode der Bibelauslegung, wie sie etwa am Heidelberger Theologischen Seminar praktiziert wird, sieht er eine Verwässerung der „göttlichen Wahrheit“. Einen „Patchworkglauben“, der versucht, in einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft niemandem mit überkommenen Dogmen auf die Füße zu treten, hält er für einen Irrweg. Ihm geht es darum, das Wort Gottes ernst zu nehmen und „konsequente Glaubensinhalte zu vermitteln“.



Foto: kgr

Kreuz und Gitarre sind die Symbole eines neuen, „charismatischen“ Christentums, wie es in vielen Studentengemeinden praktiziert wird

„Ich habe mein Leben Jesus geschenkt“

Worin diese bestehen, wird schnell klar. Sex vor der Ehe kommt für den frisch verheirateten 23-Jährigen nicht in Frage. Ehescheidung hält er „nur im Notfall“ für zulässig – etwa bei häuslicher Gewalt. Aber auch hier gelte es, „an der Beziehung zu arbeiten und nicht gleich das Handtuch zu werfen.“ Schließlich habe man sich vor Gott ein Versprechen gegeben. Ähnliche Positionen – Abtreibung, Homosexualität oder Geschlechtsidentitäten betreffend – findet man bei „Entschieden für Christus“, einer weiteren überkonfessionellen und evangelikalen Studentengruppe. „Ich sehe das so“, erklärt dort ein Biblizist: „Entweder man entscheidet sich für die Bibel – oder für den Zeitgeist. Die Ablehnung von Homosexualität ist heute zwar verpönt. In hundert Jahren kann das schon wieder ganz anders aussehen.“ Dass gleichgeschlechtliche Liebe eine Sünde sei, dürfe man in einer liberalen Gesellschaft zwar nicht sagen – wahr bleibe es trotzdem.

Es ist ein Paradox: Die freie, individuelle und durchaus aufrichtige Glaubenspraxis, die einem bei den christlichen Studentengruppen begegnet, geht häufig einher mit einem gesellschaftlichen Konservatismus, den man eher der Vorkriegsgeneration zuordnen würde als einem in einer postmodernen Welt aufgewachsenen jungen Menschen. Bei „Campus für Christus“ oder „Entschieden für Christus“ kann man Menschen kennen lernen, bei denen klar wird, dass es nicht nur einen islamischen Fundamentalismus gibt, sondern auch einen christlichen. Schon klar: Diese Leute bauen keine Scheiterhaufen, legen keine Bomben und enthaupten auch keine Atheisten. Zu einer offenen Gesellschaft gehört es zudem, dass auch vermeintlich überkommene Positionen toleriert werden. Dennoch ist, wo die Bibel als universale und unfehlbare Begründungsinstanz herangezogen wird, nicht nur der Umgang mit alternativen Lebensentwürfen problematisch, sondern auch das Verhältnis zu anderen Religionsgemeinschaften.

„Besonders die Einstellungen gegenüber dem Islam erscheinen mir gefährlich“, findet Benni Krauß. Der Theologe und Freikirchler beklagt, Radikalpositionen begegneten ihm „häufiger, als mir lieb ist“. „Dabei wäre es wichtig, sich durch kritisches Denken herausfordern zu lassen.“ Sein Plädoyer ist klar: differenzierte Reflexion statt Rückzug ins argumentative Arkanum, in das man in der Regel nur folgen kann, wenn man gewisse Glaubensprämissen akzeptiert. Der freichristliche Fall in den Kaninchenbau bedeutete für viele dann: die Bibel ist in ihrem Wortsinn wahr, der Geist gibt Geleit, Gott interveniert in der Welt. „Die Bibel bleibt stabil. Das war auch schon vor tausend Jahren so“, erklärt man bei „Entschieden für Christus“.

„Das Wort Gottes ernst nehmen“

„Der Verweis auf die Bibel ist stabil, nicht der Inhalt“, hält Yan Suarsana dagegen. Der Heidelberger Religionswissenschaftler erforscht gemeinsam mit seinem Kollegen Giovanni Maltese das Phänomen des pfingstlich-charismatischen Christentums, das als eine erfolgreiche Massenbewegung vor allem im globalen Süden längst in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist. Was diese Pfingstgemeinden mit den Heidelbergern gemeinsam haben, ist zunächst nur der Begriff. Und auch der entzieht sich leicht: „Die Pfingstbewegung ist eine komplexe und pluralistische, über deren charakteristische Merkmale in der Forschung noch immer gestritten wird“, erläutert Maltese. Nicht einmal quantitativ lassen sich sichere Angaben machen: Zwar gibt es in Deutschland den „Bund freikirchlicher Pfingstgemeinden“ mit etwa 50 000 Mitgliedern, jedoch erfasst diese Zahl nicht all diejenigen, die tatsächlich eine pfingstlich-charismatische Glaubenspraxis pflegen.

Insofern kann das Etikett „pfingstlich-charismatisch“ zur Beschreibung der christlichen Studentengruppen nur ein unzulängliches sein – zu unterschiedlich sind die Ansichten auch hier. Dennoch scheinen sie ein einheitliches Milieu zu bilden, das seine Gemeinsamkeit in einem bestimmten Schriftverständnis und einer spiritualistisch-charismatischen Ausrichtung findet. Der verbreitete politische Konservatismus ist zumindest auffällig – allerdings so lange ungefährlich, wie er Privatsache bleibt. Inwiefern sich das etablierte, landeskirchliche Christentum verändern wird, wenn die Theologiestudenten, denen man jetzt bei „Campus für Christus“ oder „Entschieden für Christus“ begegnet, in die Pfarrhäuser und Schulen einziehen, die Glückskinder von heute also die Glückskinder von morgen formen wollen, ist in keiner Weise absehbar.

*Name von der Redaktion geändert.

„Besser den Mund halten …“

Ein Gespräch mit dem Exil-Journalisten Bashana Abeywardena über den Bürgerkrieg in Sri Lanka

Sri Lankas Geschichte der letzten Jahrzehnte ist durch einen gewalttätigen Konflikt zwischen verschiedenen Gruppen der multiethnischen Bevölkerung geprägt.

Über die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts verfestigten sich die ethnoreligiösen Identitäten. Die Linie des Konfliktes verlief zwischen der überwiegend hinduistischen Minderheit der Tamilen und der buddhistischen Mehrheit der Singhalesen, die etwa 75 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Die demokratische Politik des Landes wurde von der singhalesischen Mehrheit dominiert. Nach einer Phase zunehmender Polarisierung und kommunaler Gewalt, brach 1883 ein Bürgerkrieg in Sri Lanka aus. In diesem kämpfte die „Liberation Tigers of Tamil Eelam“ (LTTE) gegen die Regierung, mit dem Ziel, den Nordosten des Landes unabhängig zu machen. Der Bürgerkrieg endete 2009 mit einer militärischen Niederlage der LTTE. Seitdem haben sich die Feindseligkeiten zwischen den Ethnien jedoch nicht wesentlich entspannt. Die Regierung des Landes steht in der Kritik, immer wieder gewalttätig gegenüber kritischen Journalisten zu sein.

Denken Sie, dass Journalisten im Konflikt in Sri Lanka eine Rolle spielen?

Abeywardena: Sie spielen sogar eine große Rolle! Man kann sie als eine gigantische Maschine sehen, die die Kluft zwischen den Ethnien aufrechterhalten soll. Die Presse hat eine große Rolle gespielt, wenn es darum ging, die Feindseligkeiten zu schüren. Die einseitigen Berichte über den Konflikt haben sichergestellt, dass die Leute den komplizierten Charakter des Konflikts nie verstehen würden. Und alles außerhalb dessen war eine Verschwörungstheorie. Es gab eine politische Agenda dahinter, aber die Medien mussten eine aktive Rolle spielen.

Passierte dies unbeabsichtigt oder war es ein bewusstes Eingreifen ?

Die englische und singhalesische Presse bringt die Ansichten der singhalesischen Mehrheit zu allen Ereignissen. Pragmatisch gesehen denken die Zeitungen: „Unser Markt besteht hauptsächlich aus Leuten, die zur Gemeinschaft der Mehrheit gehören. Wir sollten dieses oder jenes schreiben, um eine breite Leserschaft zu erhalten.” Auch wenn die Menschen dadurch beeinflusst sind, was die Presse schreibt; die Presse ist genauso beeinflusst. Außerdem ist die Linie der Regierungspartei natürlich immer die der ethnischen Mehrheit gewesen.

Zeitungen auf Tamil haben aber eine andere Leserschaft. Haben diese also eine andere Sicht gebracht?

Generell – wenn die Zeitungen nicht von der Regierung herausgegeben wurden, die Regierung bringt einige Zeitungen heraus, auch auf Tamil – dann haben sie die Perspektive der Tamilen hervorgehoben. Wenn du dir Berichte über das gleiche Ereignis in Zeitungen auf Singhalesisch, Englisch und Tamil anschaust, dann sind das komplett unterschiedliche Versionen. Die Ironie ist, dass das manchmal Zeitungen sind, die von dem gleichen Unternehmen verlegt werden!



Foto: Simone Ahrend, sah-photo

Abeywardena wurde wegen seiner kritischen journalistischen Berichte bedroht

Würden Sie sagen, dass die tamilischen Zeitungen „objektiver“ waren?

Die Tamilischen waren definitiv pro Tamil, verständlicherweise. In diesem Sinne würde ich nicht sagen, dass die tamilischen Zeitungen neutral genannt werden können. Es ist eine unglaublich polarisierte Gesellschaft. Da kann nichts in der Mitte stehen, weil diese Mitte nicht existiert. Das Problem ist, wenn du versuchst objektiv zu sein, dann endet es damit, dass du sagst: Alle sind voreingenommen. So war es bei mir.

Wenn die Regierung es Journalisten schwer macht tatsächlich ihre Arbeit zu tun, sehen Sie trotzdem Möglichkeiten für Journalisten aktiv zu werden?

Man kann auch hitzige Diskussionen führen, selbst wenn man innerhalb der vorgegebenen Grenzen bleibt. Wenn du aber etwas diskutieren willst, was nicht im Interesse der Regierung ist, dann bist du in Schwierigkeiten. Die Regierung sagt immer: „Wenn es angeblich keine Pressefreiheit gibt, dann schauen Sie sich doch an, wie viele Zeitungen und Radiostationen es gibt und wie viele von ihnen in privater Hand sind!“ Das mag so sein, aber es kann tausende Zeitungen geben, ohne dass es Pressefreiheit gibt. Es wurden schon zu viele Zeichen gesetzt, zu viele Journalisten sind gestorben und ins Exil gezwungen worden. Die Organisation „Journalists for Democracy in Sri Lanka“ hat die Morde an Journalisten seit April 2004 dokumentiert. Von 44 Fällen sind 39 direkt mit der Regierung in Zusammenhang zu bringen. Außerdem sind 85 Prozent von ihnen Tamilen. Wenn dir jemand diese Zeichen setzt, dann traust du dich nicht, die Grenze zu überschreiten. Wenn ich zynisch wäre, würde ich sagen, es ist besser, still zu bleiben und den Mund zu halten. Die Freiheit, die ich habe, habe ich nur, weil ich außerhalb des Landes bin.

Denken Sie, dass Sie immer noch ein gewisses Publikum in Sri Lanka erreichen?

Ich und andere Geflohene betreiben eine Webseite. Wir versuchen, Meinungen von beiden Gemeinschaften zu publizieren, abgesehen von Nachrichten zu Sri Lanka, die wir auch schreiben. Wenn wir Informationen bekommen, die etwa Beweise von Kriegsverbrechen betreffen, dann erhalten wir diese meist von Leuten in Sri Lanka. Sie schaffen es, diese Beweise zu besorgen. Aber weil sie innerhalb des Landes nichts damit anfangen können, sind sie gezwungen sie nach draußen zu schicken. Wir lösen dann tatsächlich eine Diskussion innerhalb des Landes aus. Nicht durch die Berichte, die wir schreiben! Dafür ist der Einfluss des Internets noch zu gering. Aber durch andere Arbeit.

Man kann das Internet benutzen, aber trotzdem muss man andere Wege finden, die Menschen zu erreichen. Wir tun das durch Organisationen vor Ort. Durch NGOs und Verteidiger von Menschenrechten. Das ist eine komplizierte Art zu arbeiten, aber der Kontakt ist intakt.

Das Gespräch führten Hannah Bley und Vinojan Vijeyaranjan

Studentische Dekadenz

Oxfords Studenten gelten als reich, abgehoben und verwöhnt. Was ist dran am schlechten Ruf und woher kommt er?

Hartnäckig halten sich die Gerüchte über die schnöseligen Studenten Oxfords. Wer sich die imposante Collegekulisse der Innenstadt vergegenwärtigt, gelangt schnell zu einem romantisierten Bild von einer englischen Studentendekadenz. Doch so wie eigentlich immer sollte man es unterlassen, eine große, heterogene Gruppe mit wenigen Adjektiven zu beschreiben. Die Frage nach dem Ursprung des schlechten Rufs bleibt jedoch bestehen.

Dass der Vorwurf bereits historische Wurzeln hat, wird schnell auf einer Stadttour klar. Nur zu gerne redet unser Stadtführer, ein recht bodenständiger Student, über einen der dunkelsten Tage Oxfords: den St. Scholastica´s Day Riot am 10. Februar 1355. Der berüchtigte Aufstand nahm seinen Anfang in der Swindlestock Tavern.

Zwei Studenten begingen den verhängnisvollen Fehler, sich über die Qualität des Biers zu beschweren. Es folgte ein Streit mit dem Besitzer, der darin endete, dass die beiden Studenten den angeblich geschmacklosen Inhalt ihrer Krüge eben jenem Tavernenbesitzer ins Gesicht schütteten. Angestachelt von diesem Affront, versammelte der sichtlich beleidigte Eigentümer einen wütenden Mob. Da die Studenten Oxfords bei vielen Stadtbewohnern schon damals als herrisch und verwöhnt galten und tatsächlich zu großen Teilen aus reichen, adeligen Familien stammten, war der Rückhalt groß. Viele sahen eine gute Gelegenheit, angestauter Frustration Luft zu machen und den ständig zechenden Studenten aus gutem Hause eine Lektion zu erteilen. Es entbrannte ein bewaffneter Konflikt, der in einem Blutbad endete. Etwa 90 Menschen fielen den Ausschreitungen auf beiden Seiten damals zum Opfer.



Foto: Gillman & Soame

Schnittiger Auftritt – Cameron und Johnson unter Freunden

Auch in der jüngeren Zeitgeschichte kennt unser Stadtführer Geschichten über die Eskapaden reicher Studenten aus Oxford. So kam schnell das Wort auf den Bullingdon Club, eine inoffizielle, 200 Jahre alte Verbindung, die lediglich den reichsten männlichen Studenten offensteht, und bekannt ist für ihre unorthodoxen Traditionen. So erlangte der Club Berühmtheit für seine sündhaft teuren Dinner Partys und Alkoholexzesse, bei denen die Mitglieder gerne das gesamte Geschirr sowie die Einrichtung der jeweiligen Gaststätte zerstören, um anschließend mit einem üppigen Trinkgeld wieder für die Schäden aufzukommen. Londons Bürgermeister Boris Johnson sowie Premierminister David Cameron zählen zu den wenig sympathischen Mitgliedern und prägten das Image des Clubs sowie der Studenten Oxfords. Auch der 2014 erschienene Film ‚The Riot Club‘, dessen gleichnamiger Studentenverein sich an den Bullingdon Club anlehnt, verbessert den Ruf von Oxfords akademischem Nachwuchs freilich nicht. Der Untertitel ‚Verwöhnt. Reich. Sexy. Verdorben.‘ tut sein Übriges.

Wer in der Gegenwart durch Oxfords Innenstadt streift und aktiv nach diesen poshen Studenten Ausschau hält, der mag sich mancherorts bestätigt fühlen. Lebende Stereotypen existieren durchaus und fallen bevorzugt ins Auge. Sie verschleiern aber das weitaus diversere Bild der gesamten Studentenschaft. So kommt es mitunter vor, dass man sich im Supermarkt einem gänzlich unposhen Studenten in gelbem Pokémoneinteiler gegenübersieht, der bemüht alltäglich seine Einkäufe erledigt. Auch dieser gelbe Zeitgenosse gehört zu den Studenten Oxfords und vervollständigt mit all den anderen Verwöhnten und nicht so Verwöhnten ein weitaus größeres Ganzes. **(acs)**

Angebote des Hochschulteams

27.01. Studium und kein Abschluss: Berufschancen ohne Examen
Seminarzentrum D2, Bergheimer Str. 58
Gebäude 4311, Seminarraum 2, 16:00 Uhr s.t.

Check der Bewerbungsunterlagen am 11.02., 11.03. und 15.04. - AA Heidelberg, Anmeldung per E-Mail erforderlich.

Offene Sprechstunde bis Semesterende:
Dienstag, ZSW, 10:00 - 15:00 Uhr
Freitag, INF 304, 10:00 - 12:30 Uhr

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg

Unterwegs als Muzungu in Burundi

Ein Praktikum in dem kleinen Land Ostafrikas bringt nicht nur Kenntnisse der Entwicklungszusammenarbeit, sondern vor allem ein Überdenken des Umgangs mit ökonomischen Privilegien

Von Fabian Schuster

Muzungu, muzungu“, höre ich hinter mir, als ich auf meinem Weg zum UNESCO-Büro eine geteerte Avenue der burundischen Hauptstadt Bujumbura hinunterlaufe. Schon haben drei Kinder zu mir aufgeschlossen und fragen mich nach „Beignets“ (frittierte Teigbällchen) – häufig auch nach Geld. Muzungu bedeutet reicher weißer Mann und stammt aus der Kolonialzeit. In den meisten Ländern Ostafrikas werden weiße ausländische Angestellte, oder kurz Expats, mit diesem Begriff bezeichnet. In Burundi höre ich ihn täglich – ob als Spaß von meinem burundischen Chef oder Ansprache bei Verhandlungen um den Taxipreis. Natürlich werde ich damit erst einmal als reicher Europäer abgestempelt, obwohl ich in Europa als frischer B.A.-Absolvent alles andere als das bin. Gebe ich also 300 Burundi-Francs (ca. 0,15 Euro) für drei Beignets aus und bestätige damit diesen Stereotyp?

Tatsächlich beschreibt der Begriff einen Teil meines Lebens in Burundi sehr treffend. Ich wohne in einem reicheren Viertel und teile mir mit zwei weiteren Expats ein Haus mit kleinem Garten. Das Grundstück ist von einer hohen Mauer umgeben und wird von drei Security Guards im Schichtdienst bewacht. Am Wochenende gehe ich mit meinen europäischen Freunden oft in Restaurants, die leckere italienische Pizzen oder indische Curries anbieten. Wenn wir ab und zu Mal raus aus der Großstadt wollen, fahren wir am Wochenende an Strände außerhalb Bujumburas, wo schwimmen im Lac Tanganjika möglich ist. Das alles ist auch mit einem geringen Praktikumsgehalt durchaus möglich.

Das kann – und sollte – jedoch nicht die einzige Lebensrealität eines Expats sein, denn in einem der ärmsten Länder der Welt sind solche ökonomischen Privilegien die Ausnahme. Persönlich habe ich vorher in Deutschland nicht so gelebt und habe auch nicht den Anspruch, dies in Burundi zu tun. So besuche ich zum Mittagessen unter der Woche stets kleine burundische Restaurants, die große Portionen an Bohnen und Reis für weniger als einen Euro anbieten. Auch am Wochenende spielen meine Muzungu-Freunde und ich häufig Billard an Tischen mit anderen Burundiern und essen „Brochette“ (Fleischspieße) mit Kochbananen in lokalen Restaurants. Wenn wir an den Strand wollen, nehmen wir günstige Minibusse, die mit bis zu 23 Personen zentimetergenau gefüllt werden. Dass wir uns beispielsweise für burundische Verhältnisse teurere Restaurants gönnen, ist eher als Heimweh zu verstehen, statt den Anspruch zu haben, ständig ein „Muzungu-Leben“ in Burundi zu führen. Im Minibus und in den Restaurants sind wir allerdings häufig die einzigen Weißen.

Haben die Kinder auf der Straße also recht, wenn sie mich als Muzungu bezeichnen? Aus ihrer Perspektive sicherlich ja, wie ich jedoch in der Öffentlichkeit damit umgehe – sicherlich nicht. Trotzdem ist das „Muzungu-Sein“ nicht ausschließlich auf ökonomische Unterschiede beschränkt, sondern äußert sich ebenso gesellschaftlich und in persönlichen Beziehungen. Ist man nachts im Taxi unterwegs, muss man in Bujumbura stets an Polizeikontrollen vorbei. Zur Weiterfahrt muss eigentlich immer eine gewisse Summe bezahlt werden. Sitzen im Taxi jedoch Bazungu, geht die Kontrolle reibungsloser oder man wird erst gar nicht angehalten. Polizeigewalt an Weißen ist ebenso die Ausnahme.

Das sind nur einige Beispiele für gesellschaftliche Privilegien, die auf der Hautfarbe beruhen. Auch auf persönlicher Ebene hat dies Konsequenzen. Ich habe neben europäischen Freunden auch burundische Freunde.



Foto: Fabian Schuster

Die Innenstadt Bujumburas in der Nähe des „Marché Central“

Der ökonomische Unterschied zwischen uns ist enorm. 82 Prozent der Burundier leben mit weniger als 1,25 US-Dollar am Tag und so verfügen auch meine Freunde nur über geringe finanzielle Mittel. Wenn wir zusammen ausgehen und mit meinen europäischen Freunden Zeit verbringen, zahle ich häufig die gesamte Rechnung sowie das Taxi. Dies sind für deutsche Maßstäbe günstige Preise, jedoch beschäftigt mich ständig die Frage nach der Gleichberechtigung in dieser Beziehung.

Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass diese aufgrund der Struktur der Weltwirtschaft nicht möglich ist. Hierfür können weder ich und schon gar nicht meine burundischen Freunde etwas. Dennoch belastet es Freundschaften und die Angst, man könnte nur Muzungu in den Augen des Anderen sein, ist eine Konstante. Was mache ich also nun? Gebe ich den Kindern Geld, obwohl ich weiß, dass ich morgen in derselben Situation sein werde? Nein. Stattdessen kaufe ich den Kindern Beignets am nächsten Stand – heute.

Jeden Tag werde ich dies nicht so machen und nach einem freundlichen „Hallo! Wie geht es euch?“ weiterlaufen. Ich möchte nicht täglich einen Stereotyp bestätigen, mit dem ich mich nicht identifiziere – zumal ein Beignet keine nachhaltige Lösung ist. Geld gebe ich daher nicht. Die gesellschaftlichen und persönlichen Konsequenzen aber werden mich bis zum Ende meines Praktikums begleiten.

Bankrott für das Studium

US-amerikanische Studenten sind aufgrund der Studiengebühren hoch verschuldet

Ein Studium in den USA kostet so viel, dass die meisten Studenten Kredite aufnehmen. Alle diese Kredite haben im Jahr 2014 zusammengerechnet die Marke von einer Billion US-Dollar überschritten. Erstmals ist dieser Schuldenstand höher als alle amerikanischen Kreditkartenschulden. Als Vergleichsgröße: In dem selben Jahr betrug das Bruttoinlandsprodukt in den USA knappe 17 Billionen. Würden die Schulden unter allen US-Amerikanern aufgeteilt, so müsste jeder immer noch über 3000 Dollar zahlen.

Das Schuldenproblem ist so vielschichtig, wie die amerikanische Hochschullandschaft verschieden. Denn die unterschiedlichen Colleges und Universitäten verlangen unterschiedlich hohe Gebühren, wobei die Staatlichen meistens günstiger sind als die Privaten. Gleichzeitig gibt es noch die Community Colleges, an denen man einen Teil seines Studiums absolvieren kann. Diese sind zwar wesentlich günstiger, jedoch kann man nicht an allen einen akademischen Abschluss machen. Und auch an den günstigeren staatlichen Universitäten müssen Studenten aus einem anderen Bundesstaat meistens viel höhere Gebühren zahlen.



Foto: dra

Studieren ist in den USA eine teure Angelegenheit

Eben diese Kosten entscheiden für viele High School Absolventen, an welche Uni sie letzten Endes gehen. Andrew, Student an der University of Massachusetts, berichtet: „Ich habe mich bei mehreren Universitäten beworben, auch sehr guten, aber dort hätte ich 25 000 bis 30 000 Dollar pro Jahr zahlen müssen, was ich unglaublich fand.“ Auch für Eric waren die Studiengebühren ein Hauptgrund für die Universitätswahl: „Ich wurde an mehreren Universitäten angenommen. Ich bin aber nicht an die Beste von diesen gegangen, sondern an eine weniger Anerkannte, da mir diese Universität auch eine Studienfinanzierung anbieten konnte.“

Diese finanzielle Barriere ist für junge Erwachsene aus einkommensschwachen Familien umso höher. Weniger als ein Drittel der High School -Absolventen im Jahr 2009 aus Familien der unteren Einkommensklasse entschieden sich, eine Hochschule zu besuchen, im Vergleich zu drei Vierteln der Absolventen aus Familien mit hohem Einkommen, so das „Network for College Access“ (Netzwerk für College Zugang). Gleichzeitig hängt der Zugang immer auch von den Finanzierungsmöglichkeiten und Stipendien ab. „Ich glaube, dass die Meisten die Studiengebühren berücksichtigen, aber dennoch einen bezahlbaren Weg finden,“ findet Mary. Auf Internetseiten wie „Occupy Student Debt“ (Besetzt Studiumsschulden) oder „Project on Student Debt“ (Projekt über Studiumsschulden) klagen Hochschulabsolventen ihr Leid. Manche haben auch Jahre nach dem Hochschulabschluss keine Beschäftigung gefunden und wissen nicht wie sie ihre Schulden bezahlen sollen; andere kommen trotz geregelten Einkommens nur schwer über die Runden, weil die Rückzahlungsraten zum Teil das halbe Gehalt auffressen. Dubiose Kreditkonditionen privater Anbieter sind ein weiterer Baustein im Schuldenproblem. „Mit dem Ende der High School werden dir Kredite förmlich aufgedrängt, weil am anderen Ende viele massiv an den Krediten verdienen,“ berichtet Eric.

An manchen Orten regt sich Widerstand gegen dieses Bildungssystem. An der University of California, vor allem am Standort Berkeley, haben diesen Herbst Studenten gegen eine geplante Gebührenerhebung gestreikt. Auch Occupy Wallstreet ist gegen die steigenden Gebühren in Aktion getreten. Aktivisten haben bei privaten Investoren die an Studenten ausgegebenen Kredite aufgekauft und fordern diese nun nicht ein. Somit haben sie Studenten eine Summe von insgesamt 3,8 Millionen Dollar an Schulden erlassen. Allerdings ist der Hauptgläubiger für Studienkredite der amerikanische Staat, weswegen solche Aktionen am Gesamtproblem nur wenig rütteln können.

Die US-Regierung hat angekündigt, sich des eskalierenden Schuldenproblems anzunehmen. Sie will, um wettbewerbsfähig zu bleiben, noch mehr Studenten an amerikanische Universitäten locken. Präsident Obama hat in seiner Rede zur Lage der Nation auf das Problem verwiesen und gefordert, die Rückzahlung von Krediten zu vereinfachen und die ersten zwei Jahre des Community Colleges kostenlos zu machen. Allerdings fehlen ihm die Mehrheiten im Repräsentantenhaus und Senat, um aus den Vorschlägen Gesetze zu machen. Eine vereinfachte Rückzahlung würde auch wenig an der generellen Finanzierung des amerikanischen Hochschulsystems ändern.

„Ich glaube, dass Studiengebühren notwendig sind, weil die Regierung im Gegensatz zu den meisten westlichen Staaten kaum in Bildung investiert. Ich persönlich würde mir aber wünschen, dass alle staatlichen Universitäten auch komplett vom Staat finanziert würden und somit kostenlos wären,“ sagt Andrew. Frank findet es zwar in Ordnung, dass Universitäten über die Gebühren ihre gute Forschungsinfrastruktur bezahlen, würde aber große Einsparungen fordern: „Jeder weiß, dass die Studiengebühren in astronomische Höhen gestiegen sind. Die staatlichen und privaten Colleges sollten sich anstrengen, Kosten zu sparen und die Gebühren zu senken.“ **(dra)**

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Felix Hackenbruch

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anna Vollmer (avo), Arne Schoch (acs), Christina Deinsberger (chd), Dominik Waibel (dom), Antonia Felber (fel), Felix Hackenbruch (fha), Janina Schuhmacher (jas), Jonas Peisker (jop), Hannah Kapfenberger (kap), Kai Gräf (kgr), Michael Abschlag (mab), Maren Kaps (mak), Michael Graupner (mgr), Johanna Mitzschke (mit), Margarete Over (mov), Monika Witzenberger (mow), Niklas Feil (nik), Tim Sommer (tso), Vicky Otto (vio)

Freie Mitarbeiter: Greta Pernilla Aigner (aig), Annett Giebelhausen (ane), Cathrin Keller (cai), Daniela Süß (das), David Kirchgeßner (djk), Dorina Marlen Heller (dmh), Hanna Miethner (hmi), Hannah Bley (hnb), Jasper Bischofberger (jab), Jesper Klein (jkl), Laura Heyer (lau), Raphael Ostarek (ost), Philipp Armingeon (ppa), Valerie Meissner (val)

Korrespondenten: Fabian Schuster, Madalina Draghici

Redaktionsschluss für die Ausgabe 155: 3. Mai 2015

Personals

fha: Ich saß so nah bei der Heizung während des Interviews, ich habe fast Hämorrhoiden bekommen.

kgr: StuRa könnte auch der Name eines Virus sein!

avo (per SMS): Lieg im Bett, aber es dreht sich.

01-0215

KARLSTORBAHNHOF



MI 28.01. EL MAGO MASIN
DO 29.01. SCIENCE SLAM
FR 30.01. SVEN RATZKE
FR 30.01. QMASSAKA W/ ORACLES
SA 31.01. SCHWESTER CORDULA
SA 31.01. BASS STATION
SO 01.02. CHRISTINE PRAYON
MO 02.02. MICHAEL ROTHER PLAYS NEU! & HARMONIA
DI 03.02. NAZAR
MI 04.02. CHUCKAMUCK
DO 05.02. LASSE MATTHIESSEN
FR 06.02. NATHANIEL RATELIFF & BAND
FR 06.02. MODERNE MANIEREN
SA 07.02. LA NUIT BOHÈME
MO 09.02. SLIMKID3 & DJ NU-MARK
MI 11.02. DENNIS GASTMANN

Aktuelles Programm: www.karlstorbahnhof.de
www.facebook.com/karlstorbahnhof

Gegen die ruprecht-Lügenpresse!

Seit Jahren betreibt die linksfaschistische, CDU-gesteuerte Lügenpresse des *ruprecht* eine systematische Täuschungskampagne im Auftrag der bundesrepublikanischen Staatsmedien! Immer wieder verharmlosen sie die unkontrollierte Einwanderung von Studenten in die Heidelberger Universitätssysteme oder die Überfremdung der Unteren durch alkoholisierte Banden aus fremden Kulturkreisen. Wir von der Initiative „Patriotische West- und Mitteleuropäer gegen die Islamisierung unserer Innenstadt“ (PWUMGDIUI) werden dabei systematisch diffamiert. Jetzt muss Schluss sein mit dieser Berichterstattung. Wir decken auf!!!



DER BEWEIS!

Vergangenes Jahr besuchte Angela Merkel die Redaktion des *ruprecht*, um die neusten Direktiven vorzugeben. Chefredakteur Karl Ruprecht (rechts im Bild) kennt sie schon seit Jahren persönlich. Auch mit Rektor Eitel ist der einstige Heidelberger Student Ruprecht per du.



Nur die wahren Medien berichten offen über die systematische Spionage, die Nordkorea bei uns betreibt! In Massen kommen die als japanische Touristen getarnten Agenten nach Heidelberg. Und es werden täglich mehr! Ist vielleicht die schleichende kommunistisch-islamistische Übernahme Deutschlands von Heidelberg aus schon im Gange? Und was verheimlicht die Regierung?



Wer noch nicht völlig manipuliert wurde, musste einfach erkennen, dass seit einigen Monaten die Totalverschleierung auf Heidelbergs Straßen rasant zunimmt. Viele Frauen sind bis zur Unkenntlichkeit verhüllt. Selbst vor Männern macht dieses Phänomen nicht halt. (Wie krank ist diese Religion???)



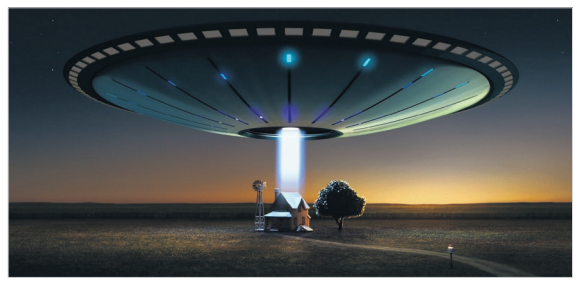
Was die Staatsmedien verschweigen: Seit Jahren läuft die schleichende Islamisierung Heidelbergs! Radikale Islamisten planen bereits die Nutzung der Brückentürme als Minarette, wie wir aus geheimen Unterlagen wissen. Doch es kommt noch schlimmer …



Noch gefährlicher als die Islamisten sind die fundemantalistischen Kubisten, die ganz Heidelberg nach ihren Vorstellungen umgestalten wollen. Es gibt bereits eine kubistische Terrorzelle, deren Existenz aber systematisch geheimgehalten wird.



Ein weiteres Thema, das tabuisiert und totgeschwiegen wird: Ganze Schwärme vagabundierender Zugvögel lassen sich in der traditionsreichen Heidelberger Altstadt nieder und scheißen auf unsere Kultur. Alle unsere Appelle waren nutzlos, denn vor allem die Tauben wollen nicht zuhören. Wir fordern: Schluss mit dem fremden Gevögel in unseren Innenstädten!



Lesen Sie jetzt unsere Broschüre: „Was die Lügenpresse verschweigt: Bedrohen Außerirdische unsere Rentenkassen?“ Außerdem mit dem Thema: „Zensur in Deutschland: Warum darf ich nicht mehr Neger sagen?“

Die letzten, die sich den Mainstram-Medien noch widersetzen: jab und mab